

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

97

Sommer 2007
EUR 7,80



Kultureller Grenzfall

Luxemburg und die Großregion

Künstlerischer Glücksfall

Eine Hommage an Ingrid Caven

Heimatliches Weltall

Interview mit Alfred Gulden

Literarischer Betriebsunfall

Ludwig Harig's neuer Roman

Notorischer Problemfall

Jugendliche ohne Chance

Kurioser Einfall

Land ohne Identität

Literatur

Dorscheid, Heydrich, Kohler

Galerie

Photos von Roger Wagner

Fenster nach Frankreich

Sarreguemines revisited

Rezensionen

Anslinger, Brenner, Desportes
Littell, Meiser

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-362-7

saarbrücker **hefte** Nr. 97, Sommer 2007

Herausgeber:

Verein Saarbrücker Hefte e. V.

Redaktion:

Georg Bense, Bernhard Dahm, Achim Huber, Dietmar Schmitz, Herbert Temmes,
Elisabeth Thalhöfer, Herbert Wender (v.i.S.d.P.), Reinhard Wilhelm

Redaktionsadresse:

Hohe Wacht 21, 66119 Saarbrücken, Telefon/Fax: (0681) 58 54 18
e-mail: info@saarbruecker-hefte.de

Postadresse:

Saarbrücker Hefte, Postfach 102616, 66026 Saarbrücken

Internet:

www.saarbruecker-hefte.de

Verlag:

Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken
Telefon: (0681) 416 33 94, Fax: -95, e-mail: info@pfau-verlag.de

Herstellung:

Druckerei und Verlag Steinmeier, Nördlingen

Layout:

Sigrid Konrad

Verkaufspreis:

Einzelheft EUR 7,80

Jahres-Abo EUR 11,80 (2 Hefte zuzüglich Porto)

Abo-Bestellungen an den Pfau-Verlag, Postfach 102314, 66023 Saarbrücken

Die Zeitschrift ist im Buchhandel erhältlich.

Einsendungen von Manuskripten an die Postfachadresse der Redaktion.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Gewähr übernommen.

Autorinnen und Autoren dieser Ausgabe:

Georg Bense, Wilfried Busemann, Bernhard Dahm, Nelia Dorscheid, Hans Emmerling,
Wolfgang Freund, Tilla Fuchs, Hans Gerhard, Joachim Heinz, Mark Heydrich, Claudia Kersken,
Andreas Kohler, Anke Schaefer, Dietmar Schmitz, Christoph Schreiner, Walter Schwarz-Paqué,
Herbert Temmes.

Abbildungen:

VKB Wien, Mane Hellenthal, neugerriemschneider Berlin (Schaefer); Privatarhive Mark
Heydrich, Andreas Kohler, Nelia Dorscheid, Andreas Gulden, Ingrid Caven; Georg Bense,
Stadtarchiv Saargemünd (Bense); Ralph Pache (Rosenkranz/Temmes); Stiftung Demokratie
Saarland (Heinz).

Titelabbildung:

Sigrid Konrad

ISSN 0036-2115

ISBN 978-3-89727-362-7

Für freundliche Unterstützung danken wir
der Oberbürgermeisterin der Landeshauptstadt Saarbrücken,
Saarland Sporttoto GmbH sowie unseren Werbepartnern.

saarbrücker hefte

*Die saarländische Zeitschrift
für Kultur und Gesellschaft*

97

Inhalt

Editorial	5	Ewige Wahrheit
	6	Ludwig Harig zum Achtzigsten
Kultur- hauptstadt	7	Anke Schaefer Das Wichtigste ist unsichtbar
Kulturpolitik	11	Walter Schwarz-Paqué Kulturdebakel
Literatur	13	Mark Heydrich Was ich will
	15	Andreas Kobler Nachkriegszeit 1982 Das Grenzdörfchen Naßweiler
	19	Nelia Dorscheid meute
	23	Hans Gerhard Deutsche Mayonnaise Ludwig Harigs neuer Roman <i>Kalahari</i>
	29	Zwischen Welt und Winkel Ein Gespräch über Heimat mit Alfred Gulden
	37	Christoph Schreiner Günter Navky
Galerie	42	Roger Wagner
Musik	47	Hans Emmerling Ingrid Caven: Ein Gruß – eine Erinnerung
Fenster nach Frankreich	54	Georg Bense Über die Grenze – nach Sarreguemines
Gesellschaft	59	»Die Rede von der Chancengleichheit ist eine Mär« Interview mit Martha Rosenkranz
	67	Bernhard Dahm Deutsche Zustände – Saarländische Befindlichkeiten
Geschichte	71	Wolfgang Freund Saarforschung gegen Saaridentität

- 76 *Joachim Heinz*
Die Anfänge der saarländischen Arbeiterbewegung
bis 1914
- 86 *Wilfried Busemann*
Raus aus dem Schattendasein
- Rezensionen 88 Wolfgang Brenner, Bollinger und die Friseur
(*Herbert Temmes*)
- 89 Wilfried Anslinger, Wassermusik für Frau Berceus
(*Dietmar Schmitz*)
- 90 Jonathan Littell, Les Bienveillantes
(*Tilla Fuchs*)
- 94 Virginie Despentes, Pauline und Claudine
(*Claudia Kersken*)
- 95 Johannes Meiser, »Auch dafür danke ich dem lieben Gott!«
(*Wilfried Busemann*)

Preisrätsel

Wasser ist ihr Element gewesen. Sie hat wohl tausend Stunden darauf verbracht, einige wohl auch darin, mitunter sogar kopfüber.

Ihre Heimatort ist weniger bekannt dafür, derartige Talente en gros zu produzieren, sondern vielmehr die Ausstattung von Bädern und Sanitäreanlagen, sowie Porzellan für gehobene Ansprüche.

Ihre große Zeit erlebte die Gesuchte in den fünfziger Jahren, nahm dreimal bei Olympia teil, gewann dreimal die Silbermedaille und mußte sich nur den starken Russinnen geschlagen geben. In ihrer Paradedisziplin wurde sie viermal hintereinander deutsche Meisterin.

Bis zu ihrer ersten Teilnahme bei den olympischen Sommerspielen in Helsinki für die Saar-Mannschaft war von regelmäßigen Trainingseinheiten noch keine Rede. Erst der neunte Platz unter dreizehn Teilnehmerinnen spornte die junge Frau zu kontinuierlichem Training an. Schon zwei Jahre später wurde sie in Frankreich Weltmeisterin. Bis heute gilt sie an der Saar als eine Vorzeigesportlerin.

Wie heißt die Sportlerin und in welcher Sportart war sie so erfolgreich? Wenn Sie die Gesuchte erkannt haben, schreiben Sie uns ihren Namen. Unter den richtigen Einsendungen verlosen wir zwei Eintrittskarten für das kino achteinhalb in Saarbrücken. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Mit der richtigen Lösung des Preisrätsels aus Heft 95 (Peter Scholl-Latour) hat uns Jan Müller aus der Patsche geholfen. Er gewinnt die Eintrittskarten für das kino achteinhalb.

Ewige Wahrheit

»Als der Wunsch an mich herangetragen wurde, die Stadt Saarbrücken möge die Herausgabe einer repräsentativen Zeitschrift für das Saarland und seine Nachbarräume ermöglichen, habe ich mit Freuden meine Unterstützung zugesagt.

Saarbrücken, die Hauptstadt des Saarlandes, ist zugleich Repräsentant unserer Heimat [...]. Daraus erwächst die Pflicht, ein so ernsthaftes Vorhaben wie die *Saarbrücker Hefte* in jeder Weise zu fördern. Daß die Zeitschrift gegenwartsbetont sein soll, will mir besonders gefallen, besitzen wir doch eine aufstrebende Universität, ein führendes Theater, ein gut ausgestattetes Museum, beachtliche vor- und frühgeschichtliche Sammlungen [...].

Wichtig und notwendig erscheint mir, daß der Kreis der Mitarbeiter nicht auf unsere Heimat beschränkt bleibt, daß die Zeitschrift den Charakter wirklicher europäischer Zusammenarbeit über die Grenzen hinweg klar erkennen läßt.

Ich wünsche der Zeitschrift, die vor so vielseitige Aufgaben gestellt ist, guten Erfolg im Saarland und bei allen, die es schätzen.«

Peter Zimmer, Bürgermeister

(aus: *Saarbrücker Hefte* 1, 1955)

Ludwig Harig zum 80.

Der Schriftsteller Ludwig Harig feiert im Juli dieses Jahres seinen 80. Geburtstag. Sein literarisches Debut gab er 1961 mit *Haiku Hiroshima* in der Reihe *rot*, herausgegeben von Max Bense und Elisabeth Walther. »Aus einem Haiku und einem kleinen Gedicht entwickelte ich den Text *Haiku Hiroshima* in neun größerwerdenden Sequenzen.« (Ludwig Harig in: *Das erste Buch*, hrsg. von Renatus Deckert, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007). Die *Saarbrücker Hefte* drucken Sequenz 1, 2 und 9.

1 laut als sähe sie ihres käfigs stäbe nicht singt die nachtigall (sumi taigi)

2 laut als sähe sie ihres Käfigs Stäbe nicht Schale im Schlamm Keime gekappt schießen Pilze empor gestern in Hiroshima heute in Nevada morgen über den Tuilleries wir aber gesichert im Paradiese schattige Pergola Treibhaus Champignonzucht schießen Pilze empor rheinische Zucht Weinlaub im Haar mit satter Folklore und Funkenmarie Pilze und Pilze empor

9 nicht Samurais Schwert geritzt und geschnitten gebrochen gespalten Mac Tenno geflochten genagelt Kränze und Kreuze nichts ist geschehen Hideo verkauft sein Blut zu vier Mark fünf-undsechzig hundert Kubikzentimeter Hideo verkauft verboten nichts ist passiert to challenge aus Waco Major Eatherlys Kinder! die Kinder! die klinischen Schocks und die Ketten dieser Verwirrung nicht weiter ins Volk gejagt und entwurzelt die Zunge geblendet Kopfgänger droht geborenen Geschäfte mit Audy Murphy nach sorgfältiger Überprüfung abgeworfen die Helden Victory Boys in neuen in alten dennoch die Schwerter an uns solls nicht liegen aufwärts die Basen Raketen geschultert die Bombe mit ihr zu leben und zu sterben keine Experimente zu planen zu warnen Panik marschieren für Moskau nieder die Skelette die Schwären natürlicher Gang der Dinge die Warner Jungk Rapacki Schweizer ernsthaft prüfen Sauberkeit der Bombe bisher höchster Grad wie zwanzig Hiroshima eine dreizehn mega-ton und führe uns nicht ernst zu nehmen die Versuchung und gleiches Risiko für alle blüht ein Baum zu ernten Eichenlaub und hoch zu Roß die Sicherheiten werden schrittweise gehn mit deiner Leiche falls der Einzelmensch mit allen Mitteln ist geschaffen freier Wille um zu wählen Basis des Entschlusses kollektive Aschensalen Eatherlys Kinder! Die Kinder! und diese Verwirrung nicht weiter ins hoffende Spiegelgespräch mit dem Seher to challenge in der Löwengrube geschlossen das Tor und abgetakelt Purpurmantel Messer zwischen Kongozähnen Pfauenthron bleibt unter Dampf lokale Konflikte Gerüste zum Gang nach dem Kobalthammer Vobiscum Dominus mit dem ist Gott und seine Scharen taktischer Art dem Herzen einen Stoß die bittre Pille in den sauren Apfel nach der Pfeife tanzen nicht ohne eigenes Opfer also brauchen auch wir das Schlammbad nicht die Scheiß-drauf-Position Bereitschaft muß riskiert sind trotzdem stärker wahre Werte lieber Tod als rot wir werden weiter sind verloren wenn wir konsequent King-Hall bis alles aktuell in Scherben ins Kalkül ist alles halb so schlimm die Jünger in den Booten und im Regen Fischer die Bombe sauber örtlich begrenzt



Das Wichtigste ist unsichtbar

Merkt man, daß Luxemburg und Großregion Kulturhauptstadt Europas 2007 sind?

Ein Erfahrungsbericht aus den ersten Monaten

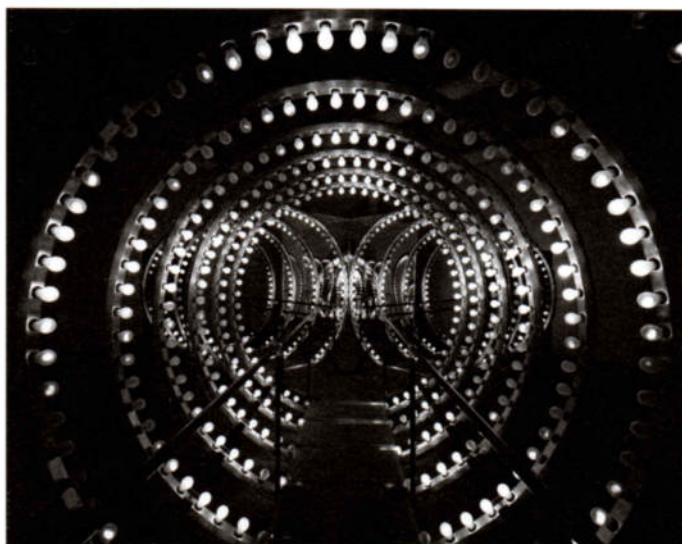
Von Anke Schaefer

Stell Dir vor, es ist Kulturhauptstadt und keiner geht hin. Geht keiner hin? Das kann man jetzt noch nicht abschließend beurteilen. Man kann nur leider für die ersten Monate des Jahres sagen: Bisher merkt man es nicht. Man merkt nicht, daß Luxemburg Kulturhauptstadt ist, und noch viel weniger, daß die Großregion Kulturhauptstadt ist. Dabei ist es nicht so, daß nichts stattfindet. Es gibt sie, die Ausstellungen, die Aktionen, Treffen, die gemeinsam generierten Ideen – allein: Das Kulturhauptstadt-Flair will sich nicht einstellen, das große Ganze ist (noch?) nicht erlebbar... Woran liegt es? Ein Stück weit wohl an der mauen Vermarktung, an der halbherzigen Vermittlung. Kommt man beispielsweise in Luxemburg am Hauptbahnhof an, hat einen Tag Zeit und will diesen nun ganz den Ausstellungen der Kulturhauptstadt widmen, dann hat man zunächst mal ein Informationsproblem. Zwar gibt es am Bahnhof einen schönen Shop, in dem Taschen, Becher und Handschuhe mit dem Logo des Blauen Hirschen verkauft werden, aber wenn man die Dame an der Kasse fragt, welche Ausstellungen im Kulturhauptstadtprogramm laufen, wie man da mit öffentlichen Verkehrsmitteln hinkommt und ob sie gar etwas Spezielles empfehlen würde, dann... dann kann es einem leider passieren, daß sie nicht den Hauch einer Ahnung hat. Kann sie ja nichts dafür, dazu müßte sie wohl von den Kulturhauptstadtmachern geschult werden... Warum legen diese darauf offenbar keinen Wert?

Nun weiß man ja, daß die beiden »Rotunden« (zwei alte Lokschruppen) das »Herz« der Kulturhauptstadt sind und den Weg dorthin, hoch über den Gleisen, nur ein paar Minuten zu Fuß, den findet man auch ohne Beschreibung. Immer entlang der blauen Fahnen. Dann steht man dort an der Kasse und weiß (oder erfährt es hier), daß in der Rotunde 1 die Ausstellung *Assorted Cocktail* des britischen Photographen Martin Parr zu sehen ist (bzw. war, bis zum 8. April). Sechs Euro kostet der

Eintritt. Da mag man eventuell kurz zögern, ist das nicht ein bißchen viel? Sollte der Eintritt hier nicht frei sein? So als großzügige Einladung der Kulturhauptstadt an ihre weitgereisten Gäste zum großen, glänzenden, zentralen Ausstellungsereignis? Na gut, denkt man und zahlt – und wird nicht enttäuscht. Nach dem Rundgang durch die schön renovierte, imposante Rotunde findet man den Preis angemessen, denn Martin Parr stellt in seinen Fotos einen enorm scharfen Blick für leere gesellschaftliche Rituale und absurde Gewohnheiten unter Beweis. Diese Ausstellung macht Spaß. Das gilt übrigens des öfteren: Wenn man erst einmal da ist und die Kulturhauptstadt-Events erlebt, dann freut man sich und denkt – was hätte man verpaßt, wenn man das verpaßt hätte! Aber erst einmal muß man eben da sein... (Hat zum Beispiel jemand alle drei Teile der *On-Off*-Ausstellung gesehen? Das war die Lichtkunstausstellung in Luxemburg, Metz und Saarbrücken. Nein? Na also, da haben Sie dann unbedingt was verpaßt, denn in Metz etwa ging man im Museum des FRAC durch dunkle, verspiegelte Räume, verlor die Orientierung und dachte plötzlich: Alles ist möglich...! Und in Saarbrücken konnte man im Saarländermuseum per Lichtschalter eine Lampe im Casino in Luxemburg anknipsen und umgekehrt... Kleines-feines Vernetzungssymbol, das es in sich hatte! Aber wer wußte davon? Wo wird laut gesagt und dafür geworben, daß *das* !!! Kulturhauptstadt ist und eine Reise durch die drei Städte wert!?)

Nun hätte man nach dem Rotundenrundgang aber sehr gerne einen Kaffee, um das unterschwellige Ungemach, das die Fotos des gesellschaftskritischen Herrn Parr erzeugen, ein bißchen nett runterzuspülen. In der Rotunde 1 gibt es ein Restaurant, und es ist grad Sonntag 16 Uhr, also Kaffeezeit. Allein, die Dame hinter dem Tresen sagt: Hier ist zu. Gehen Sie doch nach drüben in die Bar. Klar, die Bar. Die ist ja nur ein paar Schritte weiter, zwischen Rotunde 1 und Rotunde 2 (die ganz



On/Off: Carsten Höller, Y (2003). Lichtinstallation, Glühbirnen, Aluminium, Holz, Schaltkasten, 270 x 989 x 690 cm. Abbildung aus der Ausstellung *Delays and Revolutions*, 50. Internationale Kunstausstellung Biennale di Venezia, © VKB, Wien

den Kindern und Jugendlichen gewidmet ist), da geht man also eben mal rüber. Und steht dann vor einem riesigen schwarzen, abweisenden Raum, der vielleicht am Abend einladend sein mag, jetzt aber, an einem herrlichen Frühlingssonntagnachmittag würde man sich für keinen Preis der Welt in die abgestandene Luft setzen, und außerdem wäre man der einzige Gast und es gäbe zum Kaffee hier auch bestimmt keinen Kuchen.

Kreativraum »Dance Palace«

So erlebt man es also, das Umfeld der Rotunden, das pulsierende »Herz« der Kulturhauptstadt? Na, wahrscheinlich hat man nur den falschen Tag erwischt und sonst ist immer alles ganz anders. Aber zum Glück gibt es ja in der Nähe auch noch den »Dance Palace«. Das ist eines der wirklich interregionalen »Leuchtturm-Projekte« der Kulturhauptstadt, so hat man zumindest gehört. Nicht daß das hier in den Rotunden irgendwie publik gemacht würde, aber auf Nachfrage bekommt man an der Ausstellungskasse doch einen grün-weißen Prospekt. Nein, sagt die junge Kassiererin, sie wisse nicht, wie man zum Dance Palace hin kommt und was da überhaupt los sei, aber irgendwie sei es wohl in der Nähe. In der Tat: In dem Prospekt ist ein kleiner Stadtplan des Viertels Bonnevoie abgedruckt und so findet man den Weg zu Fuß in zehn Minuten.

Der »Dance Palace« ist in einem alten Obst- und Gemüsedepot eingerichtet. Von

außen eine recht auffallende grüne Fassade, innen ein großer, hoher Raum. Fabrikatmosphäre. Dies war mal ein einziger Raum, jetzt hat man ihn in vier kleinere Räume aufgeteilt, nicht richtig, sondern nur per Sichtschutz. Ein fünfter ist ganz in sich geschlossen, da steht »Frigo«

dran, hier wurden früher die süßen Früchte kühl gehalten.

Jetzt sind alle diese Räume offene Ateliers. Hier werden bis Ende September Künstler aus der gesamten Großregion arbeiten: Tänzer, Maler, Musiker, Video-Künstler... Sie wurden von verschiedenen »Satellitenpartnern« des »Dance Palace« eingeladen, bekommen Wohnungen zur Verfügung gestellt und – Zeit. »Wir setzen die Künstler hier nicht unter Streß«, sagt Bernard Baumgarten, der Leiter des »Dance Palace«, »die sollen hier einfach die Ruhe haben, das zu tun, was sie sonst nicht tun können und sich dabei gegenseitig inspirieren.« Aber eine gewisse Idee bringt jeder schon mit. Pia Müller, saarländische Performance-Künstlerin etwa, hat sich für ihre Zeit drei weitere Künstler eingeladen (eine Tänzerin, einen Klangkünstler und eine Aktionskünstlerin), und mit jedem dieser Gäste will sie einen speziellen Tanz kreieren. Zur Eröffnung des »Dance Palace« hatte sie auch schon eine sehr eigenwillige Performance beigesteuert – Kunststücke auf Kunstrasen, den sie in Form des Saarlandes ausgeschnitten hatte. Das Besondere im »Dance Palace« ist, daß das Publikum immer eingeladen ist, die Künstler in diesem Kreativraum zu besuchen und mit ihnen ins Gespräch zu kommen (täglich außer Montag, 12–20 Uhr). »Die Leute können hierher kommen und beobachten, wie Kunst entsteht!«, freut sich Bernard Baumgarten. »Sonst steht man immer vor dem fertigen Werk, sei es ein Gemälde oder ein Tanzstück, hier erlebt man den Prozeß!«

Zur Eröffnung Ende März waren über 200 Besucher im »Dance Palace« (der übrigens so heißt, weil der Schwerpunkt beim Tanz liegen soll), aber – ob dies ein Publikumsrenner werden wird? Schön wäre es. Aber auch das kann man jetzt noch nicht beurteilen.

2007 ist das Wichtigste unsichtbar

Was man aber jetzt schon beurteilen kann, ist, daß die Kulturschaffenden in der Großregion über die Grenzen hinweg ein Netzwerk bilden. Das ist ein Erfolg. Das Kulturhauptstadtjahr bringt – so wie es auch von Anfang an geplant und gewünscht war – Künstler und Kulturschaffende näher zusammen. Einer der »Satellitenpartner« des »Dance Palace« ist z. B. die Tuchfabrik in Trier. Gisela Sauer, die Geschäftsführerin, erinnert sich, daß es zunächst gar nicht einfach war, die einzelnen Vereine, die unter dem Dachverband TuFa organisiert sind, für »Dance Palace« zu begeistern. Aber nach und nach habe sich doch die Einsicht durchgesetzt, daß dies eine Chance sei, die zu ergreifen sich lohnen könnte. »Die Luxemburger sind schon sehr offen!«, lobt Gisela Sauer. »Während sich bei uns eigentlich

doch immer alles sehr auf Trier bezieht, haben unsere Künstler jetzt die Hoffnung, daß sich im Kulturhauptstadtjahr mehr Gelegenheiten ergeben, daß sie auch in Luxemburg oder in Lothringen und natürlich auch im Saarland auftreten können und daß die Künstler aus den anderen Regionen dann auch nach Trier kommen.« Für viele »2007«-Projekte mußten die Träger nach Partnern im anderen Land Ausschau halten, Kontakte knüpfen und in Verhandlungen treten. Ein gutes Beispiel dafür ist auch das Projekt »hArt an der Grenze«, initiiert vom Saarländischen Künstlerhaus. 28 Künstler aus Lothringen, Luxemburg, Belgien, Rheinland-Pfalz und dem Saarland werden dabei ihre originellen Werke an Grenzorten in der Großregion installieren (Mane Hellenthal und Ulrich Behr lassen zum Beispiel seit dem 6. Mai auf großformatigen Fotos an der ehemaligen Grenzstation in Grosbliederstroff Zöllner schlafen). Um »hArt an der Grenze« zu realisieren, hat das Künstlerhaus viele, viele interregionale Gesprächstermine anberaumen müssen, die realisierte Kunst ist eigentlich nur das sichtbare Sahnehäubchen auf einem großen, vielschichtig gewobenen unsichtbaren Kommunikationsteppich. So entsteht es, das neue, wertvolle Netzwerk, das die Kulturschaffenden der Großregion verbindet. Und

Mane Hellenthal, *Schlafende Zöllner*, LKW Zollabfertigung Kleinblittersdorf
© Mane Hellenthal



genau dieses Netzwerk ist wohl das, was das Kulturhauptstadtjahr am Ende auszeichnen und über 2007 hinausweisen wird.

Leuchttürme – die sowieso leuchten

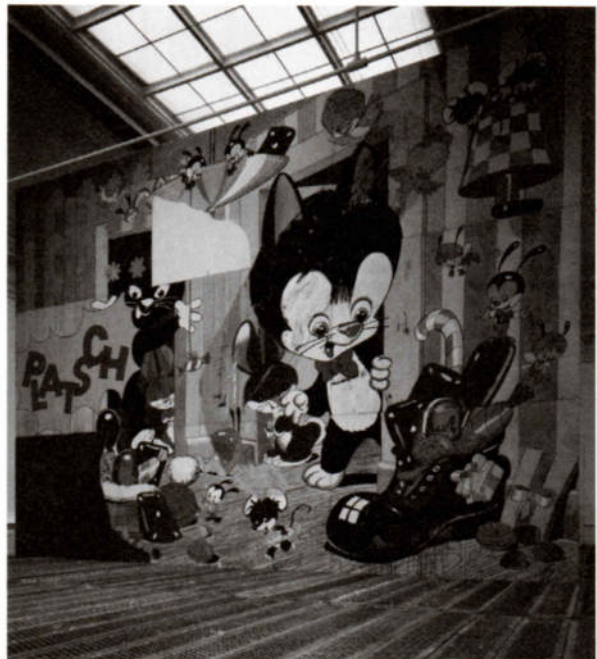
Auch im »Dance Palace« gibt es an besagtem Sonntag keinen Kuchen. Eigentlich hätte es welchen geben sollen, denn das Publikum soll ja bleiben, reden, sich wohlfühlen, vielleicht ist er also nur schon aufgeessen. Was tun? Hätte man ein Auto, dann könnte man mal eben auf den Kirchberg rüberfahren. Da steht das MUDAM, das Musée d'Art Moderne Grand Duc Jean. Eröffnet im Juni 2006, gebaut von dem berühmten Sino-Amerikaner Ieoh Ming Pei, ist es immer einen Besuch wert. Licht und Schattenspiele auf den weißen Wänden, die Atmosphäre in den hohen Räumen, vor allem unter dem zentralen Glaskuppel. Und jetzt wurde dort bis 7. Mai eine der wichtigen Ausstellungen des Kulturhauptstadtjahres gezeigt: Malerei von Michel Majerus. Ein Luxemburger Künstler, der in Berlin lebte und europaweit Renommee genoß. Nur in Luxemburg kannte ihn keiner. (Er ist 2002 tragisch bei dem einzigen Flugzeugabsturz ums Leben gekommen, den es in Luxemburg je gab.)

Es würde einem im MUDAM übrigens nicht unbedingt auffallen, daß man sich hier in einer »Leuchtturm«-Ausstellung eines Kulturhauptstadtjahres befindet. Hat man das Logo des Blauen Hirschen überhaupt irgendwo gesehen? Sehr wahrscheinlich hätte Marie Claude Beaude, die Direktorin des MUDAM, diese Ausstellung (in Zusammenarbeit u. a. mit dem Kunsthaus Graz) auch dann gezeigt, wenn Luxemburg nicht Kulturhauptstadt geworden wäre. Und das gilt für die allermeisten Events, die in dem über 200 Seiten umfassenden Veranstaltungskalender mit dem Logo des Blauen Hirschen aufgeführt sind. Dieses Kulturhauptstadtjahr-Programm ist in großen Teilen eine Liste der Festivals, die es schon lange gibt, eine Liste der Tanz- oder Theaterveranstaltungen oder Ausstellungen, die sowieso stattgefunden hätten. (Das Deutsch-Französische Festival der

Bühnenkunst Perspectives in Saarbrücken wird darin z. B. als Event aufgeführt, aber auf keiner der Vorab-Pressekonferenzen ist bislang klargeworden, was bei Perspectives dieses Mal anders oder besser läuft, weil die Großregion »Kulturhauptstadt« ist.)

»Die Region soll endlich zeigen, was sie hat«, so lautet das Credo von Robert Garcia, dem Generalkoordinator von »Luxemburg 2007«, und natürlich liegt darin eine Chance. Es wird in der Tat auf einmal deutlich, daß die Region außerordentlich reich ist an vielseitigen kulturellen Veranstaltungen. Und es lohnt sich auf jeden Fall, all das anzugucken und zu erleben, was »sowieso« stattgefunden hätte, eben beispielsweise die Michel Majerus-Ausstellung im MUDAM. Aber es bleibt doch – eine gewisse Sehnsucht... Die Sehnsucht nach dem speziellen Kulturhauptstadt-Flair. Wer z. B. 2003 durch Graz gelaufen ist, der fühlte es überall, dieses Flair, es lag so ein besonderer, festlicher Klang über der Stadt... Aber: Es ist ja noch nicht Sommer. Vielleicht kommt die Stimmung noch. Man hofft es. Und überbrückt derweil den Kaffeedurst.

Michel Majerus, *Katze* (1993). Installationsansicht Kunsthalle Basel, 1996. Nachlaß Michel Majerus, courtesy neugerriemschneider, Berlin



Abrechnung mit der Oberbürgermeisterin betitelte die *Saarbrücker Zeitung* Ende vergangenen Jahres ihren Artikel über den Rücktritt des Kulturdezernenten Walter Schwarz-Paqué. Monate später ist das Amt des Kulturdezernenten der Stadt Saarbrücken noch immer vakant. Kein bequemes Amt, das hier zu vergeben ist, kein leichter Job. Über die Schwierigkeiten in der saarländischen Landeshauptstadt, Kulturpolitik zu machen, hat sich Walter Schwarz-Paqué in seiner Rücktrittsrede »mit Wucht« (SZ) geäußert. Schwierigkeiten, mit denen auch sein Nachfolger(in) zu kämpfen haben wird.

Als Quereinsteiger und Repräsentant der kleinsten Stadtratsfraktion (FDP) hatte ich kaum eine Chance, meine Vorschläge und Konzepte, die nicht nur zur kulturellen Entwicklung, sondern dezentalsübergreifend auch zur Stadtentwicklung beitragen sollten, auf Verwaltungsebene gegen den Willen der Verwaltungsspitze/Oberbürgermeisterin durchzusetzen. Die Verwaltungsstrukturen wurden bei unerwünschten Vorschlägen virtuos genutzt, oder besser gesagt: benutzt. Wurde anfänglich nur die Form der Vorlage bemängelt, setzte man nach und nach auf Verzögerungstaktik, d.h. ständig wurden neue Prüfverfahren angefordert und Stellungnahmen – von meist fachfremden Amtsbereichen – zu den Inhalten der verschiedenen Vorlagen eingeholt. Diese Vorgehensweise führte dazu, daß im Ergebnis die Verwaltungsspitze den Auftrag erteilte, geänderte Versionen der Vorschläge und Konzepte anzufertigen, die dann aber mit der ursprünglichen Leitidee oftmals kaum noch etwas zu tun hatten.

Kurz gesagt: es wurde im kulturellen Bereich seitens der Verwaltungsspitze alles dafür getan, um nur keine neuen und »irritierenden« Inhalte, die bestehende Strukturen aufbrechen könnten, in die öffentliche Diskussion kommen zu lassen.

Meine Erfahrungen in der Verwaltung haben mich gelehrt, daß die bestehenden Verwaltungsstrukturen offenbar nur dem Angepaßten dienen und möglichst jeden neuen Denkansatz im Keim ersticken. Im Gegensatz zur freien Wirtschaft, die jeden neuen Gedanken als Chance versteht, wird in der Verwaltungsspitze des Rathauses alles Neue zunächst mit Argwohn und Unverständnis beobachtet.

Mir kam es mehr als einmal so vor, als ob man alles daran setzte zu beweisen, wie die neue Idee, der neue Denkansatz nicht funktionieren kann. Dieses destruktive Verhalten lähmt unsere Stadt vom Kopf her und setzt keine neuen Kräfte frei.

Wenn es nicht gelingt, neue und innovative Denkansätze wert- und ideologiefrei auf Machbarkeit und Nachhaltigkeit zu prüfen, um sodann neue Wege zu beschreiten, dann wird unsere Stadt immer mehr ins Abseits manövriert.

Mit der Kraft und Überzeugung, für meine Stadt – für unsere Stadt – die Weichen hin zu einer kulturell dauerhaft belebten Stadt, zu einer »Stadt der erlebbaren Künste«, stellen zu können und in einer konzeptionellen Neuorientierung den Standortfaktor Kultur für unsere Stadt neu zu bewerten und entsprechend

Zur zielgerichteten Weiterentwicklung der Kultur in der Landeshauptstadt Saarbrücken in den kommenden Jahren wurden folgende Konzepte entwickelt:

- Kulturuferpromenade – Beginn im Kulturhauptstadtjahr 2007
- Erstellung eines Kulturentwicklungsplans – 7 Leitlinien mit Finanzierung aufgrund von sechs Podiumsdiskussionen und dreißig Expertengesprächen
- Erstellung Zookonzepte für Eschberg und DFG + Finanzierungspläne
- Stadt des Films mit neuer Film GmbH – Max Ophüls Festival + Filmhaus + Filminstitut (beabsichtigte Neugründung)
- Förderstiftung der Musikschule – flächendeckende Musikförderung in den Saarbrücker Grundschulen

zu entwickeln, bin ich angetreten. Dies ist mir – leider – nicht in dem Umfang gelungen, den ich mir vorgenommen hatte, auch wenn die Eröffnung der kulturellen Diskussion in der Öffentlichkeit wieder zur Wahrnehmung der Kultur in unserer Stadt geführt hat. Dieser begonnene Dialog mit den Kulturschaffenden und den interessierten Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt hätte weitergeführt werden müssen.

Ich bin fest davon überzeugt, daß eine kulturelle Neuorientierung nicht vom Rathaus-tisch herunter »verordnet« werden kann. Sie

muß vielmehr über die Dialogebene mit allen Kulturvertretern und der interessierten Öffentlichkeit erarbeitet werden. Hier liegt aus meiner Sichtweise allein schon der wesentliche Verständnisunterschied.

Als reiner Mangelverwalter bin ich nicht angetreten, als angepaßter »Weisungsnehmer« bin ich denkbar ungeeignet. Das Experiment, Arbeits- und Denkweise der freien Wirtschaft ein Stück weit in eine städtische Verwaltungshierarchie zu übertragen, ist spätestens mit der Blockade des Kulturentwicklungsplanes durch die Verwaltungsspitze gescheitert.



Wer zu lesen versteht, besitzt
den Schlüssel zu großen Taten.

ALDOUS HUXLEY

Buchhandlung Hofstätter

Johannisstraße 3
66111 Saarbrücken
Telefon (0681) 33825

Öffnungszeiten:

Montag bis Mittwoch 10.00 – 18.30 Uhr
Donnerstag & Freitag 10.00 – 19.30 Uhr
Samstag 10.00 – 16.00 Uhr

Was ich will

Von Mark Heydrich



Morgens im Café Schrill kann man ihn treffen, im Bingert vielleicht. Dort sitzt er dann inmitten anderer und ... schreibt. Ein Dichter im Café, ein Kaffeehändler, wie man in Wien sagt. Zur Wiener Schriftstellerszene fühlt sich Mark Heydrich, geboren 1977, hingezogen. Für österreichische Autoren wie Thomas Bernhard, Elfriede Jelinek oder Friederike Mayröcker und Ernst Jandl hat er eine große Vorliebe. Mark Heydrich ist in der Saarbrücker Literaturszene, genauer gesagt in der Poetry-Slam-Szene, eine gewichtige Größe. Kaum einen dieser Wettstreite, den er nicht für sich entscheidet oder zumindest auf den vorderen Plätzen landet. Bei diesen Literaturwettbewerben, wo es darum geht, daß Autoren ihre Prosa, Lyrik, Sprachexperimente oder Stilübungen präsentieren, fällt Mark Heydrich besonders durch seinen ausgefeilten Vortragsstil auf und kann meist das Publikum, das als Jury mitentscheidet, für sich gewinnen. Mit seinem Text *Was ich will* stellen die *Saarbrücker Hefte* den Autor Mark Heydrich außerhalb eines Wettstreits vor.

Einen Milchkaffee will ich, eine rauchen, schönes Wetter, mehr BAföG will ich, einmal mein Studium beenden und ein Diplom bekommen, ein Auto will ich und im Viertel wohnen, in einer netten WG und einen neuen Rechner will ich und jede Software beherrschen, ein gutes Buch, neue Turnschuhe will ich, ein heißes Bad nehmen.

Und eine Tuba will ich, ein Alphorn, eine kleine Geige möchte ich, einen Flügel, eine Harfe, eine Pauke will ich, ein großes Schlagzeug und eine kleine Gitarre will ich und singen.

Und schreiben, ja, schreiben, dichten will ich, ein Poet, Schriftsteller werden, Lyrik und Prosa verfassen, entdeckt und bei Suhrkamp verlegt werden und auf Lesetour gehen, Lesereisen, von allen umjubelt –: den Büchner-Preis will ich.

Und an den Rhein will ich, nach Frankfurt am Main, nach Weimar, mit Nelia nach Wien will ich, nach Nottingham, Rom, Saint-Tropez, nach Cannes aufs Festival, meine Kurzfilme zeigen, nach Ungarn, mit Britta nach Moskau will ich, wandern will ich, durch die Mongolei, nach Tibet, nach Singapur.

Und einen Tempel will ich, ein kleines Kloster mit Obstgärten, eine Veste will ich, über dem Meer, ein Burgtheater, eine alte Oper will ich, mein Schloß und einen Weinberg will ich, einen Weinkeller, ein Badehaus, Thermen, einen Quell, einen tiefen Brunnen will ich.

Und eine Unke will ich, einen Storch, eine Gans, eine Katze will ich und eine lange lange lange lange Leine will ich, für meinen Wal, meinen Uhu, einen Kondor will ich, Libellen, die munteren Hirschkäfer will ich, die Forellen und die klugen Schimpansen.

Und die Menschen will ich, Freunde will ich, in eure Runde, euren Kreis und in eure Mitte will ich, in die Masse und Gehör finden, eine Stimme will ich, reden, ein Gespräch, meinen Stolz und ein bißchen Macht will ich, aber Frieden will ich und feiern, mit allen, ein Fest, einen Rausch will ich, Wein, Bockbier will ich, fässerweise, Opium und Ochsen am Spieß, gut durch und Körper, nackte Leiber, Mädchen, die Weiber will ich, drahtig und naß und Kerle, die Boys, Matrosen, wahllos, egal, in die Laken sauen, Orgien, wilde Nächte will ich!

Und Himmel und Erde will ich, die Wüsten, die Wälder will ich, den ersten Schnee und die Berge will ich, die Gletscher, die Achttausender, auf die Gipfel will ich und ein großes Feuer machen und Rauch, Rauchzeichen will ich, Signale, für alle sichtbar, mein Hilferuf und Dampf will ich, viel Dampf, eine große Wolke will ich und Donner, einen Blitz will ich.

Und das Dunkel will ich und mich zusammenkauern, nach Asche riechend und Gift und Gas will ich und einen kurzen weißen Strick will ich manchmal und einen Dolch, eine Säge, eine Axt will ich und mich öffnen und freilegen, mein Innerstes, all mein Blut sehen und mein Herz bergen, mein großes Herz und hineinbeißen.

Und an die Sonne, mich vor die Sonne heften will ich, mit Schnee in den Augen und Pfauen will ich, am ganzen Körper, ihr Rad schlagend und Lippen aus Wachs will ich, Gold atmen, den Samt schmecken unter den Zungen und eine Stirn aus Glas will ich, daß man die Blumen und Äpfel sieht, die frischen Äpfel dahinter, durch alle Hände gehen will ich und Äste, junge Triebe und Fühler, aus mir herauswachsen will ich, schäumend und brausend, kochend vor Glück.

Und nie mehr einsam sein will ich und in deine Nähe will ich doch nur, an deine Seite, deine Hand will ich und spazieren, am Meer entlang oder so, in die Sonne blinzeln und mit dir, mit dir gemeinsam alt und weise und müde werden und nichts mehr wollen, nicht mehr so viel und haltmachen, genau hier, Platz nehmen und ausruhen, mit dir im Arm, einnicken, einschlafen, beim Klang der Wellen, auf einer Bank, aus Korallen.

Nachkriegszeit 1982

Das Grenzdörfchen Naßweiler

Von Andreas Kohler



Im Gedenken an den saarländischen Schriftsteller Hans-Bernhard Schiff wird jährlich der gleichnamige Literaturpreis ausgeschrieben. Ausgezeichnet werden Texte, die inhaltlich oder über die Person des Autors mit der Region Saar-Lor-Lux zu tun haben. Der Hauptpreis, dotiert mit 2500 Euro, ging 2007 an Andreas Kohler, der zur Zeit beim SWR als Volontär arbeitet, für seinen Mundarttext *Kriesch im Kopp*. Den Förderpreis von 500 Euro erhielt Nelia Dorscheid, Studentin aus Saarbrücken, für ihren Beitrag *meute*. In dieser

Ausgabe der *Saarbrücker Hefte* wollen wir die beiden jungen saarländischen Autoren vorstellen. Andreas Kohler hat, ein wenig auch im Hinblick auf das 50jährige Jubiläum des Saarlandes, eine Betrachtung seiner Kindheitsjahre in Naßweiler, nahe der Grenze zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen dem Saarland und Lothringen, geschrieben.

Ich sitz genau midde uff de Schrank, die unser Stroß durchschneidet unn blockierd. Die verhinnere soll, daß ma hier mim Auto durchkommt. Die misse nämlich durch de Zoll. Uff de deutsche Seit häßt die Stroß »Nassaustraße« unn bei de Franzose Küdsack. Mei änes Bähn hängt in Frankreich unn mei anneres in Deutschland. Ich sitz gern so uff de Schrank, weil's bequem iss. Mei Opa hat gesabt, daß das was ganz besonneres is, daß ma hier so schnell inne anneres Land gehn kann.

Der Unterschied ist gravierend: Zwar sind die großen Zeiten des von der Montanindustrie geprägten Dörfchens Naßweiler am südlichen Ende des Warndts 1982 schon lange vorbei. Dennoch scheint seine Infrastruktur in einem viel besseren Zustand als im benachbarten Rosbruck, jenseits der Grenze. Der französische Zentralismus, für den Paris die Welt und alles andere Provinz ist – hier im äußersten Osten von Frankreich, am Rande der Region, die für die Franzosen sowieso nie richtig dazu gehört hat, zeigt er sich besonders deutlich. Die Farbe an den lothringischen Häusern blättert ab, die Wände sind so rissig wie die Straßen, viele Anwesen wirken ungepflegt. Das angrenzende Saarland sieht da im Vergleich fast noch nach Wohlstand aus.

Naßweiler ist auf drei Seiten von Frankreich umgeben. Und eigentlich gehört auch der Himmel, der den rötlichen Schein der französischen Straßenlampen reflektiert, zu Frankreich. So wie die Erde unter dem Dorf, in der es rumort: Zitternder, ächzender Boden, der die Häuser wackeln und die Straßen reißen läßt. Die französische Bergbaugesellschaft HBL gräbt tief im Bauch dieses

Landstrichs von Merlebach aus Steinkohle ab. Das Kind, das mit seinem Vater einen Spaziergang um sein Heimatdorf macht, jeweils auf der französischen Seite der Grenze laufend, mag nach seiner Rückkehr ausrufen »Heute bin ich durch ganz Frankreich gelaufen«. Das ist »Frankreich«: Die rissigen Häuser, der Kohlegeruch, die Autos mit gelben Scheinwerfern und schwarzen Nummernschildern, das Jaulen der Güterzüge, die die Kohle nach Westen bringen, die fremde Sprache, die Grenze.

Diese Grenze ist sehr präsent, nicht zu sehen, aber jederzeit und überall spürbar, als liefe man immer wieder gegen eine unsichtbare Mauer, als wäre an ihr plötzlich die Welt zuende. Das Kind wird sich später – im Gegensatz zu seinen Klassenkameraden – nie den Äquator als eine sichtbare Linie vorstellen. Es weiß schon früh um die Natur einer gedachten Trennlinie, die für die Augen nicht wahrnehmbar und doch für den ganzen Körper spürbar ist. An manchen Stellen schiebt sich diese Trennlinie doch aus dem Boden, wird manifest: Da, wo die Grenzsteine stehen. Am Schlagbaum. Und am Zollhäuschen. »Immer freundlich gucken, lächeln und winken, damit die uns nicht anhalten«, weiß das Kind, und ist bemüht um Freundlichkeit beim Grenzübertritt. Im Kinderausweis gibt es kein Paßfoto – das ist schade.

Die Berufe der Männer auf beiden Seiten der Grenze sind ähnlich, das ist etwas Verbindendes. Die ganze Region ist von der Kohle geprägt, dem schwarzen Gold, das schon seit dem 18. Jahrhundert hier abgebaut wird. Fast alle erwachsenen Männer arbeiten entweder in der Grube oder auf der Hütte. Noch rauchen im nahen Völklingen die Schlote, noch drücken die Förderkörbe diesseits und jenseits der Grenze mehrmals am Tag Bergleute unter die Erde, speien sie nach Stunden wieder hervor. Fast allen diesen Männern fehlen Körperteile – meistens sind es ein oder mehrere Finger. Das Kind, das hier aufwächst, mag sich die Frage stellen, welchen Zusammenhang es da gibt, zwischen dem Älterwerden und dem Verlust von Extremitäten. Die Männer haben seltsame Namen, jenseits und diesseits der Grenze – werden »Roscheh« oder »Lüssje« gerufen, »Dägrasch« und »Düschänn« heißen die Familien. Für das Kind sind diese Namen nichts Besonderes, seltsam erscheint ihm erst ihre Schreibweise, als es schon lesen kann.

Frankreich, das hat auch dann schon etwas Anrühiges, etwas Pikantes, wenn man noch nichts weiß von »Pigalle« und welscher Freizügigkeit. Auf dem »Bremerhof«, auf deutscher Seite, pulsiert ein kleines Rotlichtviertel. Ein Kino, tagsüber ist es geschlossen, mit einem schweren schwarzen Vorhang hinter dem Eingang und einem Türgitter, mit Bildern von Mädchen in freizügigen Posen in den Vitrinen davor, eine Reihe kaschemmenhafter Kneipen mit vollgekotzten Eingängen, das Aushängeschild einer »Bar«, in Form einer nackten Frau, mit einer grellen Lampe auf der Brust, die den einen Nippel verführerisch durch die Nacht blinken läßt. Zwar gehört dieser Bereich zu Deutschland, aber nicht richtig, denn hierher kommen »die Franzosen«, um sich zu amüsieren.

Es gibt Verbindungen mit den Lothringern. Ganz natürliche, biologische, die zwischen Mann und Frau. Es wird über die Grenze geheiratet. Und doch sind die Franzosen »die von drüben«. 1955 haben in Naßweiler 269 Bewohner für das Saarstatut gestimmt, das ihrer Heimat eine staatliche Sonderstellung mit enger wirtschaftlicher und kultureller Anbindung an Frankreich bescheren sollte. Genauso viele stimmten dagegen. Eine einmalige Abstimmungssituation, die es sonst nirgendwo so gegeben hat im Saarland.

Die Klepperbuwe vertreten am Karfreitag die katholischen Kirchenglocken. Das tun sie diesseits wie jenseits der Grenze. Die Buben in Deutschland rufen morgens »Morjeglock, Hollerstock, wenn's nid bimmeld, dann rabbelds doch«, mittags rufen sie »Mid-dah, Pollika, iwwermoj' is Oschderdah« und abends »Owendglock, Rosestock, wenn's nid bimmelt, dann rabbelds doch«. Wenn sie die Straße direkt an der Grenze entlanglaufen, dann können sie ihre Altersgenossen in Frankreich sehen und hören. Die laufen auf der anderen Straßenseite und rufen – dasselbe. Wobei sie vielleicht nicht mehr von dem verstehen, was sie da singen, als von ihren lateinischen Gebeten in der Kirche. Die junge Generation jenseits der Grenze ist des Deutschen, auch des Dialektes, oft nicht mehr mächtig.

Zigaretten und Weißbrot lassen sich in Frankreich besser oder billiger als in Deutschland beschaffen. Knallkörper, die Kinder in Deutschland nicht kaufen dürfen, bekommen sie auf der anderen Seite der Grenze. Die Franzosen kommen dafür mit ihren Autos nach Deutschland gefahren und kaufen Benzin, das hier Anfang der achtziger Jahre billiger ist als in ihrem Land. Und vor der einzigen kleinen Tankstelle des Dörfchens Naßweiler reihen sich die Peugeots, Renaults und Citroëns oft 100 Meter weit und mehr.

Damit das Kind sich immerhin verständigen kann, an der Grenze, hat es sich ein paar Brocken der fremden Sprache eingeprägt. »Wui«, »no« und »schönepalpalöfrongseh«, »mersi« und »bong-schur«. Meist sind diese Sprachbrocken unnötig, denn die älteren Franzosen sprechen den gleichen rheinfränkischen Dialekt wie das Kind und mit den jüngeren kommt es nicht in Kontakt: »Wag-gesse« sind als Spielgefährten tabu. Die älteren Jugendlichen des Dorfes belauern sich manchmal mit den jungen Lothringern an der Grenze und führen den Krieg längst vergangener Tage mit Fäusten fort.

Es werden – hier und da – auch die Spuren einer anderen Grenze sichtbar, einer, die es schon gar nicht mehr gibt, einer scharfen Linie 40 Jahre zurück in der Zeit. Im Wald sind es die von Gestrüpp überwucherten Schützengräben, in denen, so muß sich das Kind immer wieder mahnen lassen »noch Minen aus dem Krieg« liegen, die jederzeit explodieren könnten, setzte man einen unvorsichtigen Schritt. Im »Minenwald« darf das Kind nicht spielen. Das würde es sich ohnehin nie trauen. Nachts geistern seine Träume durch genau diesen Wald, und als es ihn einmal betritt, zusammen mit

dem Vater, birgt jeder Schritt die Ahnung des plötzlichen Gewalttodes, und die Vögel hören auf zu singen.

An anderer Stelle markieren die Reste von Panzersperren diese andere, nicht mehr existente Grenze. Das Kind kann sich die Panzer als mächtige, brüllende Dinosaurier vorstellen, die sich durch das Unterholz schieben. Noch der Vater, so sagt er, hat als Kind bei diesen Überresten des Krieges Patronen gefunden und sich selbst Waffen gebastelt. Würde man danach graben, so ist er sich sicher, könnte man noch immer die Überreste der Kämpfe zutage fördern. Hier ist die Nachkriegszeit noch nicht zu Ende.

Das Dörfchen Naßweiler – 1982 ist es bereits vom Wehen einer neuen Zeit erfaßt, weiß aber noch nicht so recht, wo es mit ihm hingehen wird. Ahnt nicht, daß es in dem darauffolgenden Vierteljahrhundert einen Einwohnerrückgang von dreißig Prozent erleben wird. Daß der inzwischen eingestellte Bergbau tief im Boden Gänge und Kavernen geschaffen hat, die fortwährend einstürzen und sich verschieben, so daß auf der Oberfläche Berge und Täler entstehen, wo vorher keine waren, und viele Häuser unbewohnbar werden, der Abrißbirne zum Opfer fallen. Daß das Dorf gleichzeitig eine Öffnung erleben wird nach Frankreich, eine Partnerschaft mit seinem lothringischen Nachbarort eingeht. Daß das Schengener Abkommen den rostigen Schlagbaum aus dem Boden reißt und die Grenze, diese unsichtbare Wand, zu bröckeln beginnt. So sehr, daß man sie irgendwann vielleicht nicht mehr spürt, jedenfalls nicht mehr immer und überall, auf einer Wiese, an einem Feldrand, auf einer Straße, mitten in Europa.



jetzt diese scharf geschnitzte hand. ivo sitzt bewegungslos auf den unteren hell aufgesprungenen stufen des kirchenportals und überlegt, den arm auszustrecken, die hand leicht zu öffnen. doch er würde es nicht aushalten und die zu einer kleinen schale geformte hand zuschnellen und aufspringen lassen, immer wieder, aber das wäre zu eindeutig, bestimmt auch zu einfach, also läßt er den arm sinken, so daß die hand leicht eine stufe berührt und ihre innenfläche sich dabei wie sein gesicht nach vorne dreht und öffnet. verstohlen blickt er aus den augenwinkeln zu ihr hin, streicht mit der anderen hand durch sein strähniges fahlblondes haar und beginnt zu lächeln. jetzt nämlich ist die weit aufgeschlagene hand abgewichen von den ausgebreiteten armen des heiligen in der kirche. die finger sind fein wie breite adern gezeichnet und die hellen farben sind aufgesprungen zu kleinen blättern, leise sitzende falter, ihre stillen flügel. darüber öffnet sich sein mund und er muß lachen, nun sitzt der kleine segen nur noch in deiner hand, abgerückt, du kleiner dieb, und eigentlich will er immer stärker lachen, er findet gefallen daran, seine durchbrochene holpernde stimme zu hören, es ist ja auch so still hier, um diese zeit, da wollen alle nur noch zu hause sein und essen, viel essen, um diese seltsame leere zu füllen, wenn man zu viele dinge den tag über in der hand hatte, die allein schon haben jedes in sich so eine kleine leere und dann noch paar stücke himmel, das trifft dann so aufeinander und breitet sich aus, wie zwischen zwei weit ausgebreiteten armen, so eine angst, und nur das muschelrauschen der schweren kastanienblätter, und er lacht und lacht, ganz leise und sichernd, da schiebt sich von hinten ein seufzen dazwischen, der köter. er hatte ihn vergessen, um nichts anderes geht es jeden tag als dieses tier zu vergessen, wie ein liegengebliebenes schulheft das man sowieso verlieren wollte, schon immer. die schnauze mit dem filzig schwarzen fell erscheint nun neben ihm, die welke zunge bebt zwischen den verfärbten zähnen, dabei blickt das tier ivo nicht an, so als sei es nur zufällig auch hier und wolle überraschend entdeckt werden. unwillig dreht sich ivo nach ihm um, das abgestoßene kurze fell spannt sich hart um den zähen körper, an den flanken stoßen harte atemzüge heraus, das schlagen eines unermüdlichen uhrwerks. irgendwie muß er also wieder aus der kirche herausgefunden haben, der teufel, alles kaputt. dies muß er laut gesagt haben, denn ein leichtes, rasch verebbendes zittern durchläuft den körper des hundes, geradeso, als führe ivo mit dem finger die leisen risse des steinbodens nach, dasselbe zittern, als schriebe der lehrer mit weißstrahlender kreide

an die tafel, über ivos rücken, der jetzt mit den nägeln langsam über den kühlen stein kratzt und dabei unablässig in die scheinbar blicklosen augen des bewegungslosen hundes starrt, aber nur eines der weichen fledermausohren spielt leicht zu den kastanien hin. jetzt hebt ivo die rechte hand drohend dem hund entgegen. still tritt dieser zur seite und wendet leicht den kopf von ivo ab. er läßt mich nicht los, er weiß die hand, halte ich sie ihm entgegen, weiß er schon den kreis und die hand zu ziehen und mich hinein, und gäbe ich ihm die feste faust, riebe er sich dicht an meine knie und hielte die faust zwischen den heißen kiefern. langsam erhebt sich ivo, öffnet die schwere kirchentür und tritt ein, wie vor einer stunde. niemand ist hier, nicht einmal der küster, es ist kühl, er spürt den warmen schatten des hundes und weiß plötzlich, daß er ihn zuvor nicht hier drin gelassen hat, es hätte so sein können, er hätte es so gewollt, aber dafür hätte er sagen müssen bleib, und er wollte kein wort an dieses tier richten, damit es endlich begriffe, nichts weiter von ihm zu erwarten und wieder ins wasser, ins bündel, zurückzukehren. darüber ist er jetzt vor den händen angelangt, seitlich vom kirchengestühle, an der linken wand, neben dem opferkerzentisch, in angenehmer dunkelheit, die hände. ivo beugt den kopf nach vorne und hält ihn zwischen die ausgebreiteten arme, ja herr, ich habe gesündigt, das mädchen, es ging mir durch den kopf, und ihr auge stahl sich an meinen hals, und mit einem wort schnitt sie mir mehrmals den mund auf, aber ich verstand ihr wort nicht, nicht meinen mund, sie war zu weit entfernt, über die wikkengräben hin, und sie lachte und lispelte mich aus und hüpfte umher, so daß ich falter gegen lichter stieß, und dann ließ ich ab in meine hände, wo die raupe schlief und hielt sie ihr hin, wie sie da so weiter durch meinen kopf geht, und schrei: jetzt schneid ich sie aus ihrem kokon heraus, was ist sie dann, unerwacht, traum-mitten, aber sie lachte nur, und da bemerke ich den strauß butterblumen in ihrer hand, den hat sie vom frühling und ich bin der sommer, und ich kann sie nicht fangen in meinem kopf, aber sie hält mich an ihrem auge, manchmal breitet sie ihre arme aus, und dann sitze ich dazwischen, bin ich wort oder wunde? ivo reißt die augen auf, er zittert, die kerzen brennen seinen mund trocken, er sieht die augen des hundes lautlos auf sich gerichtet, greift nach ihm und drückt hart mit der hand den sehnigen nacken nieder, bis der körper nachgibt und auf dem boden kauert. jetzt lächeln alle figuren auf ihn nieder, die kargen hohen wände wölben sich weit oben plötzlich zu einer engen kuppel, das gestühle raunt ihm fragend entgegen, wo sind denn die anderen, mit den dingen und dem himmel im bauch, sie sollten die gesänge über uns zusammenschließen, von den opferlichtern träumen und die wange des mädchens fühlen, aber wo ist es denn hingelaufen, von dir fort?, die schläfen schlagen und schmerzen, hinaus muß ich, aber wie gelangt man am wasser vorbei, mein mädchen, und von angst gerührt jagen ivos augen haltlos umher, bis sie das schwarze bündel entdecken und es ihm umschlägt in ärger und mißtrauen gegen

das vieh, und so packt er es am nacken und zieht es hoch, warum liegt er auch da, kann er sich denn nicht rühren, und er zerzt es, wie die hündin den welpen, hinaus ins freie, achtlos, wie der moment eines vergessens, aber das zukrachen der kirchentür schreckt ihn auf, er atmet schwer in kurzen zügen, ihr auge auf meinem hals, ein gedehnter laut mischt sich darein, das monotone jammer einer katze, aber nicht klagend oder wütend, nur ein laut, ohne anspruch, sehr nah. ivo lockert den griff der hand, der hund seufzt auf und treibt die zunge ringend heraus.

das kastanienblättern hat sich verdunkelt, leichte stimmen und schritte kommen auf. ivo lehnt sich schöpfend gegen das kühle kirchengemäuer, aber sogleich zieht es ihm wieder die kehle zusammen, ein helles, leicht stolperndes lachen in der nähe, er lauscht ihm nach, seinem verebben in eine andere richtung, er kann es also nicht begreifen. ihm wird heiß und kalt, er wollte gern ins nah angrenzende feld laufen, so daß ihm kühler und wärmer würde, und zur fettwiese, wo die schafe ein übers andere mal stehen, und die nun leer ist, so daß kraut und gräser wieder dicht aufwachsen, und dann wollte er sich hinwerfen und die zähne fest in gras und wegerich graben, aber er kann hier ja nicht weg, muß ausharren. also setzt er sich wieder auf denselben platz wie zuvor, der bastard legt sich vor die unterste stufe. ivo will ihm etwas hart zurufen, aber dann läßt er es sein, und plötzlich erhebt sich das tier und läuft mit tief gesenkter schnauze, stark gespanntem nacken, über die katzenköpfe, reißt die gerüche in sich und erbebt manchmal darüber, oft wirft es abrupt aus dieser selbstvergessenheit heraus den verdunkelten blick gerade auf ivo, prüfend und mit treuer list abwartend, bring er mir nur alles, köter, schnitter, kuppler. ivo starrt seine schwarzen fingernägel an, unregelmäßig gewachsen, teils tief schneidend abgebrochen, sammelt dann eine zigarettenkippe auf, reibt den ausgelösten tabak zwischen den fingern und preßt tief einatmend die nase dagegen, darüber erklingt ein leises röcheln, ein erstickter rachenlaut, den er ganz für sich hält bis ihm leicht schwindelt und er aufblickend den hund erkennt, mit aufgerissenem fang, auf den hölzernen läufen schwankend, die leerevoll geweiteten augen. ivo springt auf und hinzu, reißt ihm den fang weiter spaltend auf, schiebt ihm nahgesichtig die weich über die zähne hängenden lefzen hoch, heißer atem stößt ihm in die augen, mit der hand fährt er ins maul, tastet voran, ihm wird übel, das tiefe auge des köters steht ihm zeichnend auf der stirn, er schließt die augen, es rutscht dahinter, er preßt die lider fest zusammen und hetzt dahinter mit den pupillen umher daß er etwas fände zum festhalten, aber das tiefe auge ist seine einzige erinnerung, an seinem hals, und er reißt die lider auf, schiebt die finger seitwärts und voran, bis er auf etwas kleines hartes stößt, sperrend zum schlund hin sitzend, und er zieht daran, bis es sich lockert und seine hand, es sicher umklammernd, zurücktastet, nur noch die finger liegen zwischen den fangzähnen und er flüstert: beißt er nicht zu?, warum tut er es nicht, beißt er doch, ich bin ja da, und

als nur das befreite keuchen des tieres geschieht, schiebt ivo auch die finger aus dem fang, ein hölzchen, einen kleinen zweig in der hand, nicht einmal ein knöchelchen, und er erinnert den schweren atem des hundes, der nicht einmal nach altem fleisch roch, nur nach faulem kohl, ihm ekelt, die kirchenuhr schlägt acht, der hund blickt ihn an, leise absätze klopfen, wenn sie jetzt käme, über die mitte des platzes her, der leere platz, stück himmel und so, über die wicken hin, jetzt, ein leichtes licht taucht sich in mich, es ist sehr hell, ihr vom mond zusammengefaßtes haar, kleine sicheln blitzen im gesicht, wie sie lacht, und dabei ihr wort sagt, gerade unter dem kastanienschatten, das kleine wort: ivo, und hebt die gefächerte hand mir herüber, ivo kniet noch immer neben dem hund, die speichelklebrigen finger in das brüchige fell gekrallt, ergreif sie doch, toller hund, sie verschwindet ja dem feld zu, deine gier, immer deine gier, flüstert er, seine nase beginnt zu laufen, die unterlider brennen, deine gier, schreit er dem hund entgegen und schlägt nach ihm, das tier stolpert erschrocken von ihm fort, verharret kurz mit leicht verdrehtem auge und läuft feldwärts, zögernd, wie in halber umkehr. ivo steht auf, die fette wiese, das ist ihre eine hand, die andere ist das vieh, und dann träfe sie auf den feldern etwas, das er nicht kennt, das wäre ihm furchtbar, etwas, jemand, der reicht ihr gelbblüten und hält sein schlafendes gesicht ihr hin, wie der bastard, das aufgeknottete bündel, sein kahlfleckiges köpfchen aus den leibern der mißgeburten streckte, und ich zog seine noch geschlossenen augen auf, bis er am bindfaden mit mir stolperte, ein zuviel, schon immer, zu viel auge, das an einem hängt, am hals sticht, ivo streicht verschwitztes haar hinter die ohren, aber das vieh wird sie finden, mein falterlicht, immer hinterher, und mit schleppendem schritt verläßt er den kirchenvorplatz, als hielte ich paar hunde am bindfaden, der schneidet mir in die hand und die fingerknöchel lichten sich weiß, denn die köter ziehen und zerren und fort, aber für mich ists wahr, für mich, streicht er seinen hemdsärmel über den speichelmund, das stück himmel, wohin.

Deutsche Mayonnaise

Eine kritische Auseinandersetzung mit Ludwig Harigs neuem Roman »Kalahari«

Von Hans Gerhard

Die schlechte Nachricht ist, daß Ludwig Harig mit seinem neuen »wahren Roman« keinen guten Text vorlegt. Die gute Nachricht jedoch ist: er ist ein glücklicher Mann. Zutiefst glücklich. Denn wenn auch nur die Hälfte von dem stimmt, was er über sein Leben zu berichten hat (und ich glaube ihm mehr als die Hälfte), dann besteht dieses Leben, das von Ludwig Harig, aus erfüllender Arbeit, beruflichem und familiärem Erfolg, Gesundheit und Freizeit, einem interessanten Freundeskreis und – nicht zuletzt – aus einer Menge Essen, ausgezeichnet und reichlich.

Gewiß, vordergründig handelt *Kalahari*, Harigs »wahrer Roman« zunächst nicht so sehr vom Autor selber, sondern von seinem französischen Freund, einem gewissen Roland Cazet, der tatsächlich ein beachtenswertes Leben geführt haben muß, ein Weltenbummler war dieser Cazet, ein Freigeist, ein Frauenheld, Geschäftsmann und Ästhet, Lehrer und Abenteurer. Klingt interessant? Freuen Sie sich nicht zu früh.

Für Harig beginnt die Lebensgeschichte Roland Cazets bei dessen Großvater, Isidore, einem Dorfschullehrer und Hobby-Archäologen, führt weiter über den Vater, Léon, einen Dorfschullehrer und Hobby-Germanisten und kommt erst dann auf Roland, einen Lehrer an verschiedenen Dorfschulen und, wie gesagt, Weltenbummler, Freigeist usw.

Das klingt weitschweifig, ist jedoch wohl-durchdacht: Es ist kein Zufall, daß die Passagen über Großvater und Vater Cazet die stärksten des Buches sind, denn sie führen die Intention des Autors am konsequentesten durch: exemplarisch an diesen beiden Männern und ihrem Wirken im Kleinen entspinnen sich plötzlich zweihundert Jahre deutsch-französische Geistesgeschichte, erklären sich Feindschaft und Faszination, These und Antithese, die scheinbar folgerichtig nur über den Schützengräben verhandelt werden konnten.

Besonders Léon Cazet studiert den deutschen Erbfeind, vergleicht Mentalität und Phi-

losophie, Sprache und Kunst, landet zuerst in Heidelberg, dann vor Verdun und schließlich – in Begleitung seines Sohnes – in Sulzbach an der Saar. Dort kulminiert die Suche nach »dem Deutschen«, welche Léon Cazet sein Leben lang prägte, in der für mich wahrhaftigsten und bedeutendsten Stelle des Buches – eine kleine Begebenheit, die in den Händen Ludwig Harigs eine so wunderbare Symbolkraft entwickelt, daß man sich (leider vergeblich) wünscht, hier wäre das Buch zu Ende: Da stehen zwei alte Männer, Kriegsveteranen, die Väter Harig und Cazet, vor einer vergilbten Aufnahme aus dem Ersten Weltkrieg, die Stellung des Deutschen zeigend, in einem Frontabschnitt, an dem auch der Franzose kämpfte. Beide schweigen, unsicher, vielleicht verschämt. Als die Franzosen vorrückten, fanden sie die deutschen Unterstände mit Teppichen ausgelegt, die Wände bebildert, und exakt hieran erinnert sich Léon Cazet: »Léon schaute sich das Foto genau an, schüttelte den Kopf und sagte, noch immer wisse er nicht, was es mit der deutschen Gemütlichkeit auf sich habe. Vater konnte es ihm nicht erklären.«

Das ist wunderbar, und es ist große Literatur. Leider ist es die einzige Szene, in der Harig so feinfühlig und präzise das beschreibt, worauf es ihm ankommt, und es ist gleichzeitig die einzige Szene, in der der Leser die Personen so plastisch vor sich sieht, als stünde er mit angehaltenem Atem daneben.

Den aufgezeigten Gegensatz zwischen Frankreich und Deutschland, nämlich links des Rheins eine praktische, erdverbundene Philosophie des Gegenstandes, der Realität, rechts des Rheins ein mitunter fataler Hang zur Metaphysik, zur vergeistigten Weltvergessenheit (als Madame de Staël den noch heute gerne gebrauchten Begriff vom »Volk der Dichter und Denker« prägte, wollte sie uns Deutschen eigentlich vorwerfen, wir seien statt mit dem richtigen Leben nur mit dem faustischen Suchen nach Gründen beschäftigt, und statt eine Frau oder einen Mann zu lieben,

schrieben wir Gedichte über sie. Es läßt tief blicken, daß dieses geflügelte Wort von den meisten Deutschen bis heute als Kompliment empfunden wird), diesen Gegensatz synthetisch aufzulösen also hat Ludwig Harig seiner Generation als Aufgabe gestellt, und literarisch unternimmt er in der Folge den Versuch, an seiner Freundschaft zu Roland Cazet zu belegen, daß sich nach dem Krieg die Verhältnisse grundlegend geändert haben.

Man ist sich also nicht mehr fremd, man blickt über den Rhein auf der Suche nach dem Guten, man nimmt einander im Bewußtsein der kleinen Unterschiede an: das mag realiter so sein, ist aber leider literarisch wenig ergiebig, weil der Konflikt weggefallen ist, und erschwerend kommt hinzu, daß es deutlich zuviel von der Freundschaft zweier Männer verlangt ist, das Verhältnis ihrer Völker abzubilden, ohne in das zutiefst Banale abzugleiten. Und so ist es kein Wunder, daß Ludwig Harig in seinem Versuch scheitert, den philosophischen Unterbau in die Biographie seines Freundes Roland Cazet hinüberzuretten; als dessen Lebensbeschreibung beginnt, bricht das Buch rettungslos auseinander, und das wird am deutlichsten an einem Aspekt des Buches, den ich bereits angedeutet habe, und um den ich jetzt nicht mehr herumkomme: das viele gute Essen.

Nun habe ich nichts gegen gutes Essen, aber spätestens da, wo es in der Literatur zur Metaphorik gerinnt, vergeht mir der Appetit. Genau das aber ist in *Kalahari* der Fall, wenn nach dem Zweiten Weltkrieg Deutsche (die Harigs) und Franzosen (die Cazets) aufeinandertreffen: Alle verstehen sich prima, das ist natürlich begrüßenswert, aber von wenig literarischem Nährwert, und um die neue transrheinische Entente zu illustrieren, verfällt Harig auf das vielleicht abgegriffenste Bild, das man sich vorstellen kann: die Kreatürlichkeit der Beteiligten, das allgemein menschliche Bedürfnis nach Nahrung und Feuerstelle, das gemeinsame Mahl im Kreise der Lieben.

Dies ist das Leitmotiv des Buches, wo immer Menschen sich begegnen, ob in Sulzbach oder in Seurre, dem Heimatort Cazets, ob in Lyon oder in Damaskus: nie fehlen Speisen und Getränke, beschrieben in epischer Breite, dabei sprachlich erstaunlich altbacken. So finden die Völker zusammen: Franzosen trinken deutschen Wein, ohne an Mundfäule zu erkranken, Deutsche akzeptieren das Konzept

der Mayonnaise, sogar im Kartoffelsalat. Der Beispiele sind viele, das Spannendste soll hier noch angeführt werden, da es so etwas wie den Tiefpunkt des Buches darstellt.

1960 besuchen außer Roland Cazet auch dessen kleine Nichte und Neffen die Familie Harig in Sulzbach. Verläuft der erste Abend, insbesondere gastronomisch, noch im Geiste gegenseitigen Respekts und Wertschätzung, dräut mit den ersten Sonnenstrahlen des neuen Tags unvermittelt die Katastrophe:

Beim Frühstück am nächsten Morgen erfasste Neffen und Nichte eine vertrackte Ratlosigkeit. Eine Kanne Kaffee und ein Topf Milch standen auf dem Tisch, Butter und Käse, zwei Gläser mit Marmelade, Platten mit Schnittwurst und Schinkenspeck und für jeden ein weichgekochtes Ei. Brigitte hatte Brot aufgeschnitten, es duftete frisch und kräftig aus dem geflochtenen Körbchen. Was aber bringt einem Franzosen ein noch so reichlich gedeckter Frühstückstisch, wozu dienen ihm Tellerchen und Tässchen mit dem schönsten Zwiebelmuster, wenn er nichts damit anzufangen weiß. Es gab keine geräumigen Schalen mit Milchkaffee, worin er sein Brot hätte bröckeln, es weichen lassen und dann hätte Geräuschvoll schlürfen können.

Wie, schlürfen? Das Brot? Ach so, den Kaffee, aber egal, denn hier geht es um mehr: die französisch-deutsche Aussöhnung steht auf dem Spiel, wir denken an Gullivers Reisen, in dem die Däumlingsvölker um die richtige Art, das Frühstücksei aufzuschlagen, Krieg führen, und, wir ahnen es, so stehen sich auch die Familien Harig und Cazet an einem womöglich unüberwindlichen Graben gegenüber, Buttermesser wetzend. Haben diese Blagen denn kein Gewissen, hier mir nichts dir nichts das Lebenswerk Adenauers und de Gaulles aufs Spiel zu setzen? Gut, wir haben den Krieg verloren, aber erstens war es knapp, und zweitens, ist das ein Grund, Brigitte Harig zuzumuten, Milchkaffeeschalen herzuzaubern und zu füllen, und das 1960, als es noch keine Espressomaschinen gab, jedenfalls nicht in Sulzbach/Saar? Dem Leser stockt der Atem, aber lesen wir weiter...

Nein, es gab keinen breiten französischen Bol ohne Henkel, es gab nur die kleinen geblühten deutschen Kaffeetassen, die man am zierlichen Griff anfasst und sie womöglich mit gespreizten Fingerspitzen zum Munde führt.

Daß nicht einmal Deutsche die Fingerspitzen spreizen können, sondern höchstens ganze Finger, kann den Leser hier nicht kümmern,

er sucht im Regal den Text von der Wacht am Rhein und Opas Stahlhelm, der Harigschen Erregung nachspürend...

Was soll ein Franzose mit einem deutschen Bauernbrot anfangen, das sich so schwer bröckeln und einweichen lässt in ein winziges Tässchen?

Ja, so ist er, der welsche Weich- und Weißbrotapologet, jetzt zeigt er sein wahres Gesicht, der Leser fühlt besonders mit der zutiefst gekränkten Brigitte, die das Bauernbrot liebevoll nach guter deutscher Art aufgeschnitten hat, wie vor ihr ihre Mutter und Großmütter, und jetzt das! Das Grauen setzt sich fort:

Josette und ihre Brüder probierten es vergebens, sie schnitten und rissen an der knusprig gebackenen Kruste des hilflosen Bauernbrots, zerrupften, zerfetzten, zerfledderten es...

Schonungslos beschreibt Harig die häßliche Fratze des Franzmanns. Und diesen Wilden haben Generationen deutscher Politiker arglos die Hand zur Versöhnung über Vater Rhein gereicht? Wie kann zwischen unseren Völkern jemals Frieden sein, wenn sie nicht nur nicht vor dem Rheinland, Lothringen, der Saar Halt machen, sondern auch noch unser Brot malträtieren, will sagen: mißhandeln? Kann diese Situation noch einmal gerettet werden? Gibt es Hoffnung für Völkerverständigung? Die Spannung erreicht ihren handflächenfeuchten Höhepunkt:

...zerfledderten es, bis Roland ein Machtwort sprach: Es sei nie zu spät, den heimischen Horizont zu übersteigen, »denkt an unseren Descartes! Lernt und begreift, dass er auf seinen Reisen eingesehen hat: Die Leute, die eine andere Denk- und Lebensweise haben als wir, sind darum nicht alle gleich Barbaren!«

Uff, bzw. Ouf. Das war knapp. Man muß wohl in einem Lehrerhaushalt groß werden, um am frühen Morgen, die Trümmer einer Brotscheibe in der Hand, große Denker des Abendlandes um die Ohren gehauen zu kriegen. Hätte es ein einfaches »Es wird gegessen, was auf den Tisch kommt!« nicht auch getan? Aber egal, der Tag ist gerettet: Weder die Kinder Cazet noch die Harigs können gegen Descartes anstinken, und der Autor verschweigt nicht, daß auch wir Deutsche gelegentlich der kulinarischen Nachhilfe bedürfen: Harig räumt freimütig ein, daß sowohl er als auch Brigitte einmal am Lac de Chalin hilflos vor zwei Artischocken saßen, bis ein Exerbfeld über seinen Schatten sprang und die richtige Eßweise erläuterte.

Auf diesem metaphorischen Niveau also spielen sich die kulturellen Auseinandersetzungen in *Kalahari* größtenteils ab, und die schlichte Moral von dem Gericht: so schlecht schmecken Frösche nicht. Alle paar Seiten wird geschlemmt, lange und gut, und der mehrfach ins Feld geführte philosophische Diskurs, dem sich die Beteiligten hingeben, bleibt an der Oberfläche, ohne die Geschichte oder die Erkenntnis des Lesers voranzutreiben.

Mag ja sein, daß Harig einen tiefen Sinn zum Beispiel hinter den Graphiken eines mit ihm ebenfalls befreundeten Malers namens Hans vermutet und auch mit Cazet erörtert hat – den Leser kann er nicht dafür interessieren, und dann muß auch schon wieder die Speisenfolge berichtet werden.

Dies führt uns zum nächsten Ärgernis des Buches, nämlich dem Harigschen Freundeskreis. Natürlich nicht die Personen selbst, die ich ja auch größtenteils gar nicht kenne, aber doch die ausladenden Berichte über sie, die immer dann auftauchen, wenn Cazet im Saarland ist, aber auch mal einfach so zwischendurch. Da trifft sich dann Harig mit seinen Freunden, trinkt, ißt (hauptsächlich) und redet über Gott und die Welt (nebenbei). Komplett beliebig. Es tut mir leid, aber hier muß auch mal Tacheles geredet werden dürfen: Wenn ich Sätze lesen muß wie: »Der Wein kleidete den Gaumen aus«, dann wird mir schlecht. Derart belangloses Zeug jedenfalls gehört nicht in einen Roman. Apropos Roman.

Ich weiß auch, daß das Wort »Roman« heute imperativ auf jedem halbwegs belletristischen Buchdeckel zu erscheinen hat, sei der Inhalt nun tatsächlich ein Roman, eine Kurzgeschichtensammlung, eine Erzählung, eine Biographie, Kochrezepte... das wird sicher über kurz oder lang dazu führen, daß »Roman« synonym mit »Buch« verwendet werden wird, aber noch hat »Roman« eine bestimmte Bedeutung, nämlich fiktive Geschichte mit gewisser Spannweite, und deshalb darf ich kurz verweilen bei der Frage: was meint Ludwig Harig mit »wahrer Roman«?

Auf den ersten Blick ist »wahrer Roman« reiner Unsinn, ein schwarzer Schimmel, und überdies irreführend: sind die Geschehnisse des Buches nun wirklich passiert oder nicht? Steht bzw. stand das Landhaus der Harigs womöglich gar nicht in Ur-, sondern in Thalexweiler? Heißt Frau Harig gar nicht Brigitte, sondern Ursula? Oder hat Roland Cazet gar

nicht existiert, bzw. schon, aber unter anderem Namen und anderer Nationalität? War sein Leben eigentlich ganz anders?

Man kann sich natürlich zwanglos einen »wahren Roman« vorstellen: dann nämlich, wenn romanhafte Ereignisse so nah an der Realität liegen, daß sie genauso gut stimmen könnten, oder wenn die Realität so romanhaft ist, daß sie einen künstlerischen Sinn verfolgt. Immer dann also, wenn ein Text wahrhaftig ist, wenn die künstlerische Überhöhung so stark ist, daß sie die Realität des Buches zu meiner Realität macht. Klaus Manns *Mephisto* wäre ein Beispiel, in letzter Zeit *Arthur and George* von Julian Barnes.

Da diese künstlerische Überhöhung aber in *Kalahari* viel zu selten stattfindet, ärgere ich mich über den »wahren Roman« – denn wenn das Leben Roland Cazets oder des Ich-Erzählers und Autors Harig durch diesen verändert wurde, dann ist es in jedem Fall schlecht ausgedacht, und wenn alles stimmt, so fehlt die Romanhaftigkeit, bleibt der durch die Bezeichnung geltend gemachte Anspruch Harigs, er könne mir durch sein Leben oder das seines französischen Freundes etwas über mich selbst erzählen, deutlich unerfüllt.

Wahr oder nicht wahr? Oder egal? Ich gehe davon aus, daß das meiste stimmt: Die Geschehnisse in *Kalahari* verlaufen so beliebig und ungeordnet – das ist alles echt. Ausgedacht hätte bedeutet: dem Leben einen übergeordneten Sinn, eine Bedeutung verleihen, die es sonst nicht hat, gar nicht haben kann. Nein, ich glaube in *Kalahari* jedes Wort.

Halt, Moment: wenn es um Vater und Großvater Cazet, bzw. Harig geht, dann glaube ich nicht alles, da würde es mich nicht wundern, wenn die wunderbare Begebenheit vor der Weltkriegsfotografie nie stattgefunden hätte oder aufgemotzt wurde – denn die hat eine Bedeutung, die ist wahrhaftig – und deshalb wahrscheinlich erfunden. Nein, der Rest ist allzu echt – ein Romanautor sollte der Realität grundsätzlich mißtrauen, da sie sich selbst meistens schlecht ausdenkt.

Ludwig Harig schreibt also wahr über sich selbst, und anfangs habe ich etwas polemisch ausgeführt, daß er wohl glücklich sein muß angesichts seines Lebens, seiner Familie, seines Erfolgs, seiner Freunde, des vielen Essens.

Oder? Ich muß an dieser Stelle persönlich werden dürfen, denn Harig wird es in *Kalahari* auch – und das ist natürlich der erste

Stolperstein –: Kalahari, die Wüste, spielt in dem Roman eigentlich keine Rolle, als Chiffre für die Fremde hätte es alles andere auch getan, nein, es ist die lautmalerische Nähe zu dem Namen des Autors, die den Titel erklärt. Kalaharig. Eine Spur? Steckt doch noch mehr hinter dem Text?

Glücklich? Ist Ludwig Harig glücklich? War es – vielleicht nehmen wir einen kleinen Umweg – war es Roland Cazet?

Anfangs offensichtlich schon – das Ausland breitet bereitwillig geistige und materielle Schätze vor dem jungen Franzosen aus, auch Fleischeslust scheint nicht ungestillt zu bleiben, zwischendrin Brigitte Harigs Kartoffelsalat – es gibt sicher Schlimmeres.

Wenn sich zwei glückliche Menschen kennenlernen – und so scheint es 1949 in Lyon der Fall gewesen zu sein, dann erfährt ihre Freundschaft spätestens dann eine ernste Belastung, wenn den einen das Glück verläßt, das dem anderen treu bleibt. Hierfür gibt es Anhaltspunkte: schon früh bleibt eine Liebe Cazets wohl unerfüllt, Ludwig hingegen scheint seine Brigitte ohne Umschweife klargemacht zu haben, denn irgendwann ist sie einfach da – lauert hier ein erster Konflikt? Was hält Cazet von dem spießigen Lebensstil Harigs? Wie steht umgekehrt der Saarländer zu dem Lebenswandel seines Freundes?

Ich hüte mich davor, seine (Rolands) Abkehr von Odette für eine Bewältigungsstörung, seine Kalahariräume für Ausgeburten eines Fluchtgedankens, seinen Lebensplan für eine Rache an der Gesellschaft zu halten. Ich erzähle Rolands Lebensgeschichte, dirigiere ihre Abläufe nach meinem Plan. Auch mein Erzählplan ist ein Lebensplan.

Da ist sie also, die Schlüsselstelle des Buches. Nicht der Mensch Cazet zählt, sondern das Schreiben über ihn. Harig protokolliert das Leben seines Freundes, er interpretiert es nicht. Ist das normal? Ist diese Distanz zwischen zwei Männern, die sich am Ende 50 Jahre gekannt haben, das eigentliche Thema des Buches? Und plötzlich bemerken wir: nicht nur die Frauen bleiben zwischen Harig und Cazet undiskutiert, auch, als der Franzose in Geldnot gerät, ändert sich das Verhältnis nicht, scheint es den beiden möglich gewesen zu sein, das Weltliche aus ihrer Beziehung komplett zu verdrängen. Hat Cazet nie gefragt? Harig nie angeboten? Zumindest sich gefragt, ob es angezeigt wäre? Überhaupt: hat Harig Cazet beneidet, gefürchtet, belächelt,

besorgt beobachtet? Wir wissen es nicht. Harig schreibt ohne Gefühl über den Freund, es zählen nur Fakten. Was mich das alles angeht? Ich mußte es lesen. Der Autor wollte, daß ich das alles erfahre.

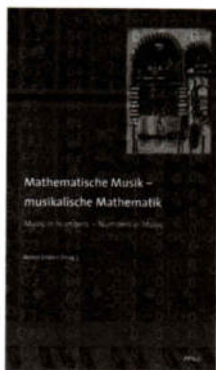
Daß das Weltenbummlerleben Cazets ohne familiäre Bindungen, letztlich immer allein, in die Alterseinsamkeit mündet, ist zumindest für den Leser keine Überraschung. Hat Ludwig Harig das nicht kommen sehen? Hat ihn beim Schreiben weniger der Milchkaffee umgetrieben als vielmehr Schuldgefühl? Saß er nach den Gelagen mit all den anderen Arrivierten, den Erfolgreichen, manchmal nachts in der Küche, nach all der Haute Cuisine auf einer Wurststulle kauend, und fragte sich: Ist mein Freund Roland eigentlich glücklich? Sollte ich ihm nicht mal ins Gewissen reden, ob er seinen Lebenswandel auf Dauer wirklich für zielführend hält? Wenn er so weitermacht, landet er irgendwann mutterseelenallein irgendwo in der Weltgeschichte, ohne eine Brigitte, die zu ihm hält. Ich bin sein Freund, ich muß mit ihm reden. Wenn es diese Momente gab, so erfahren wir es nicht.

Der Text schildert keinen einzigen intimen Moment zwischen Cazet und Harig. Ist das die deutsche Freundschaft? Sind wir, die wir uns für so »offen« halten, in Wahrheit so di-

stanziert, daß wir stundenlang neben einem Freund sitzen können, diskutierend und trinkend, ohne ein einziges Mal persönlich zu werden? Die Freundschaft zwischen Harig und Cazet scheint so abgelaufen zu sein – ausschließlich intellektuell motiviert, lose, ohne daß sich der eine für den anderen verantwortlich fühlte.

Das muß nicht schlimm sein – jeder von uns hat solche Freunde – und solange das beide so sehen, gibt es keine Sorgen, aber warum sollte ich über so einen Freund schreiben, wenn ich kein schlechtes Gewissen habe? Quält sich Ludwig Harig mit Zweifeln? Gab es vielleicht Hilferufe des Freundes, die er ignoriert hat? Wollte Cazet mehr von der Beziehung als leckerer Essen und Gespräche über intellektuelle Belanglosigkeiten? An einer Stelle bezeichnet sich Harig als »Herzensverwandten« Cazets – aber verantwortlich fühlt er sich nicht, und mit ihm der Leser auch nicht.

Auch als Cazet dem Autor eröffnet, er fürchte die Überfremdung Frankreichs und sei dem Front National beigetreten, erntet er nichts als mildes Kopfnicken – Harig gesteht zwar »bei allem Verständnis... entsetzt« gewesen zu sein, eine Konfrontation mit Roland Cazet jedoch findet nicht statt. Fragt sich Harig heute, ob er hätte eingreifen sollen?



Mathematische Musik – musikalische Mathematik Music in Numbers – Numbers in Music

hrsg. von Bernd Enders
137 Seiten, zahlr. Abb., mit Audio-CD
und CD-Rom in Schuber
ISBN 3-89727-275-X, EUR 29

Partitursynthese
Der Computer als Inspirationsquelle
Das musikalische Interface
Interaktive und gestische Steuerung
in Musik und Technik
Systematische Musiktheorie und Mathematik
Transformationelle Logik der Dissonanzen
und Konsonanzen

PFAU
Neue Musik

Hafenstr. 33 · D 66111 Saarbrücken tel. +49 681 4163394
Postfach 102314 · D 66023 Saarbrücken info@pfau-verlag.de

www.pfau-verlag.de



SoundVisions

hrsg. von Torsten Möller, Kunsu Shim and
Gerhard Stäbler

Die vielfältigen und unterschiedlichen Ausdrucksformen des heutigen Musischaffens und deren Aufzeichnung/Notation bilden die Grundlage zu SoundVisions. Die Auswahl von Werkauschnitten von über 150 Komponisten aus aller Welt erhebt nicht den Anspruch auf Widerspiegelung aller musikalischer Kreativität, vielmehr soll die Auswahl eine Ahnung von den unendlich erscheinenden Möglichkeiten visueller Gestaltung akustischer Visionen vermitteln.
347 Seiten
ISBN 3-89727-272-5, EUR 39

Schließlich erkrankt Roland Cazet an Krebs, und die Sache stellt sich schnell als hoffnungslos heraus. Harig zitiert Briefe des Freundes, in denen dieser seine Leiden drastisch beschreibt, aber als er sich dann gleichsam auf dem letzten Loch nach Sulzbach schleppt, ist eigentlich alles wie immer:

...wir umarmten uns und setzten uns mit Brigitte an den Gartentisch, tranken zur Begrüßung einen elsässischen Crémant. Im Gespräch mit ihm merkten wir, dass er an den äußersten Punkt seiner Beherrschung gelangt war. Er wagte nicht, sich zu entblößen, kein einziges Mal ist das Wort Krebs gefallen. Wir haben ihn nicht gefragt, er hat es uns nicht gesagt.

Ein Mann, der bald sterben wird, schreibt in seinen letzten Briefen über nichts anderes als seine Krankheit, sein Leiden, seine Angst, und als er dann auf der Terrasse des Mannes sitzt, der sich seit 50 Jahren seinen Freund nennt, interessiert ihn plötzlich nur noch das Glas Puffbrause, das jemand vor ihn hinstellt?

Wartet er nicht vielleicht auf ein liebes Wort, eine Berührung, das Halten der welken Hand? Ist es nicht die Pflicht des Freundes, ihm zu sagen, daß er sich nicht schämen muß, daß er sich hier auch einmal gehen lassen kann, er, der keine Familie hat, die sich um ihn kümmern könnte? Macht Harig sich diesen Vorwurf?

Als Roland Cazet im Jahre 1999 einsam in einer kleinen Wohnung stirbt, glänzt der Sulzbacher durch Abwesenheit. Erst, als die Aufzeichnungen Cazets, seine Lebenserinnerungen, zur Verteilung anstehen, schlägt er zu, das Ergebnis liegt jetzt vor. Tritt Ludwig Harig also vor den richtenden Leser, um sein schlechtes Gewissen zu verhandeln? Stellt er seine eigene Liebesfähigkeit zur Debatte?

Ach, es ist doch müßig, sich in solchen Spekulationen zu verlieren – zu dünn sind die Anhaltspunkte im Text gesät, vielleicht war ja auch alles ganz anders, vielleicht war die Beziehung zwischen Harig und Cazet gerade so intim, wie beide es haben wollten, vielleicht kam es Harig beim Erzählen auf dieses Zwischenmenschliche einfach nicht an. Vielleicht war Cazet auch gar nicht so einsam, immerhin tauchen ja ab und zu die Neffen auf.

Aber dennoch – es bleibt die Frage, warum Harig auch zwischen dem Leser und Cazet so wenig Intimität zuläßt, warum er es nicht schafft, sich selbst und seinen Freund so darzustellen, daß ihr Leben Bedeutung gewinnt. Es ist ein Buch über einen Freund – und zuletzt herzlos.

Ludwig Harig, Kalahari. Ein wahrer Roman, Carl Hanser Verlag, München 2007, 214 S.

du kannst.

Mag sein, dass Sie kein Blut sehen können. Aber Sie können dafür genau hinschauen, wo welches vergossen wird.

Helfen Sie uns als Mitglied oder mit einer Spende: Konto-Nummer 80 90 100, Bank für Sozialwirtschaft Köln, BLZ 370 205 00. Mehr Infos unter: www.amnesty.de

du kannst.

ai

amnesty international
FÜR DIE MENSCHENRECHTE

Zwischen Welt und Winkel

Ein Gespräch über Heimat mit Alfred Gulden

Alfred Gulden wurde 1944 in Saarlouis-Roden geboren. Nach dem Studium (Sprech- und Theaterwissenschaft, Germanistik) arbeitete er am Theater, ab 1975 als freier Mitarbeiter des Saarländischen Rundfunks und ab 1980 als freier Schriftsteller. Neben seinen Rundfunk- und Fernseharbeiten über seine saarländische Heimat wurde Alfred Gulden vor allem bekannt durch seine Mundart-Gedichte und Lieder, er schrieb außerdem Romane, Drehbücher und Theaterstücke. Zuletzt zeigte das saarländische Staatstheater sein Stück *Dieses. Kleine. Land.*

Alfred Gulden hat als Einleitung des nachfolgenden Gesprächs drei Gedichte in Mundart vorgelesen, die, wie er selbst sagt, als Schlüssel zu seinem Werk dienen können und die wir hier abdrucken.

Der Begriff Heimat, dabeim oder dabäm, ist ein viel gebrauchter, ein viel diskutierter Begriff. Sie, Herr Gulden, benutzen ihn unter literarischen Gesichtspunkten. Würden Sie sagen, daß Sie ein Heimatschriftsteller sind?

Wenn der Begriff Heimat anders benutzt und gedeckt ist, als dies schon einmal war, habe ich überhaupt nichts dagegen, ein Heimatschriftsteller zu sein. Für mich hat Heimat nichts zu tun mit Blut und Boden, mit Scholle. Heimat ist für mich etwas, das ein Befinden, ein Empfinden ist. Etwas, das sich eher im Kopf abspielt. Das ist für mich Heimat. Die kann ich überallhin mitnehmen.

Eines Ihrer Bücher hat den Titel Nur auf der Grenze bin ich zu Haus. Kann man denn von Heimat sprechen, wenn man auf einer Grenze zuhause ist. Kann die Grenze eine Heimat sein?

Grenze ist ein Grat, das heißt, man muß immer ausbalancieren, und das finde ich ganz wichtig. Identifikation ohne Distanz ist für mich sehr gefährlich, ist leicht mißbrauchbar. Auf der Grenze eine Heimat zu finden heißt, zu wissen, da gibt es die eine und da gibt es die andere Seite. Das Einerseits-andererseits ist ein Zustand, der nicht leicht zu ertragen ist. Wenn man ihn zu einer Haltung gemacht hat, dann ist es sicher der Zweifler und nicht der Gläubige. Dann ist es etwas, wo-

mit man eher durchs Leben kommt, als wenn man fest an etwas glaubt, das bricht dann zusammen, wird zerstört, dann ist man nicht mehr existent. Das haben viele nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg erfahren müssen. Dieses unverbrüchlich an etwas glauben, das kenne ich nicht. Ich bin jemand, wie meine Mutter schon immer gesagt hat, der immer auch an die andere Seite denkt. Und dieser Balanceakt, der gleichzeitig auch ein Kraftakt ist, bedeutet für mich das intensivste Leben. Also, zur Ruhe setzen, das gibt es nicht. Ich bin immer darauf bedacht, die Balance zu halten, das andere immer mitzudenken. Wir hier an der Grenze oder auf der Grenze, sind durch die Jahrhunderte gewohnt, daß wir das andere immer mitdenken. Weil es ganz nahe ist. Und da bin ganz anderer Meinung als mein Großvater, der gesagt hat: »Wir sind und bleiben deutsch.« Der also der Grenze den Rücken zugedreht und ins Binnenland geschaut hat und der Meinung war, gerade hier an der Grenze muß man ganz stark deutsch sein. Ich vertrete die Auffassung, daß die andere Seite genauso

wichtig ist. Ich bin sehr neugierig und gespannt auf das, was nicht Ich bin. Das widerspricht einer viereckigen Denkweise. Klar, das kann auch nicht für jeden eine Lebensweise sein. Für mich jedoch. Aber wenn wir hier schon



von Europa sprechen und von Vielfalt und wie ich immer sage, einem Fleckerlteppich, einem bunten Teppich, der aus vielen verschiedenen Fäden besteht, dann muß man das Andere immer mitdenken. Das ist in der Religion, das ist in der Wissenschaft, das ist in allem so. Deshalb ist der Satz, »hier bin ich, hier bleibe ich«, wie zum Beispiel diese krachlederne Identität der Bayern – ich lebe schon an die vierzig Jahre in München –, die interessiert mich gar nicht. Es mag einfach sein zu sagen: »Mir san mir«, aber das läßt keine Veränderung, das läßt den anderen nicht zu. Das setzt immer voraus, daß der andere so sein muß wie man selbst. Das heißt, Erbsensuppe muß es auf der ganzen Welt geben. Dieser Meinung bin ich nicht.

Meine Frau und ich pendeln seit dreißig, vierzig Jahren zwischen Bayern und dem Saarland hin und her. Bis heute werde ich immer noch gefragt: »Wo sind Sie lieber?«, und da sage ich immer, wir fahren von zu Haus nach Haus. Das ist für viele nicht verständlich, aber wir leben es. Aber es kommt schon vor, daß ich hier im Villeroy'schen Park sitze und sage, jetzt wäre ich gerne in München im Hirschgarten, und wenn ich in München im Hirschgarten sitze sage ich: »Karin, jetzt im Saarland, auf dem Balkon, da würden wir auf die alten Buchen schauen.« Dieses Gefühl von Heimweh, dieses Ziehen in der Magengegend, das ist etwas, das ich brauche. Heimweh ist ganz wichtig für mich. Ich möchte nie irgendwo einbetoniert sein.

Heimat, Nest – wie unterscheiden Sie diese Begriffe?

Ich habe mal gesagt, daß nur jemand, der aus dem Nest gefallen ist, weiß, daß er in einem Nest war, denn, wenn man in einem Nest sitzt, weißt man es nicht. Ich habe mal einen kleinen Aufsatz geschrieben, in dem ich sage, »Jeder hat sein Nest im Kopf.« Das heißt, man trägt seine Urlandschaft, seine Urheimat immer mit sich. Ich fand es immer lächerlich, wenn man sagte, das Dorf, die Dorfgemeinschaft, das ist die wahre Heimat, die Stadt, das ist die Anonymität, der Moloch. Das ist ein Blödsinn. Wer das erfunden hat, der muß ein Dummbeutel sein. Ich habe in New York, in Manhattan, in kürzester Zeit eine kleine Heimat gefunden. Ob das der italienische Bäcker war oder der griechische Koch, ich rede immer von kleinen Heimaten, die sind ganz notwen-

dig. Ohne diese kleinen Heimaten kann man nicht existieren. Und die schafft man sich sehr schnell. In München, wenn ich komme, sagen die Leute, »Sie san aber schon lang nimmer do gewen«, dann weiß man, auch da gehört man hin. Und hier ist es dasselbe, wenn ich vorne zum Bäcker komme, und die sagen, wann fahren Sie denn wieder weg? Durch solche Fragen merkt man, man kann sich kleine Heimaten schaffen. Es ist unendlich wichtig für Immigration, daß man sich kleine Heimaten schafft. Man braucht nichts zu verlieren, man kann aber dazugewinnen. Aber dieses, »Nur das ist meine Heimat«, diese Ausschließlichkeit, die lehne ich ab. Manche brauchen das, manche sagen, ich kann nur an das eine glauben, das reicht schon. Alles andere muß ich vernichten. Das ist das, was ich bei den fundamentalistischen Dingen furchtbar finde. Und Heimat fundamentalistisch zu nehmen, finde ich entsetzlich. »Nest im Kopf«, großartig, und »Nest verlassen, um das Nest zu erkennen« ist eine wichtige Phase im Leben, das hat man vom Mittelalter bis heute gehabt. Die Handwerksgelesen mußten auf Wanderschaft, um mal aus dem Nest rauszukommen, um die Welt kennenzulernen. Das ist doch unendlich wichtig. Wer zum Beispiel in Amerika gelebt und gemerkt hat, das ein Ereignis in Deutschland in der *New York Times* auf Seite 24 nur mit einer kleinen Notiz vorkommt, während es hier bei uns eine Headline ist, merkt, wie sich von Außen die Sicht der Dinge verändert.

dahäm = daheim

manchmol	manchmal
ganz kuez nua	ganz kurz nur
fe-ilen aich	fühle ich
dat es et	das ist es
he-i ben aich	hier bin ich
dahäm	daheim
awa	aber
dann es et	dann ist es
schon voabei	schon vorbei
geween	gewesen

Auf einer Grenze stoßen oft zwei verschiedene Sprachen aufeinander. Bedeutet »auf der Grenze leben« auch, in zwei verschiedenen Sprachen leben?

hämlich = heimlich = heimelig

hämlich esa ofgeschdann
hämlich sich dann aangezoo,
hämlich esa ronntagang,
hämlich of un zou gemacht,
hämlich durch de gäßcha dann
hämlich of de bahnhof gang.
hämlich en de zuch geschdie
hämlich esa fotgefaa.

käna wäß fowat,
käna wäß wohin.

heimlich ist er aufgestanden,
heimlich sich dann angezogen,
heimlich ist er runtergegangen,
heimlich auf und zu gemacht,
heimlich durch die gäßchen dann,
heimlich auf den bahnhof gegangen,
heimlich in den Zug gestiegen,
heimlich ist er fortgefahren.

keiner weiß weshalb,
keiner weiß wohin.

Das ist natürlich etwas, das nicht ganz einfach ist. Was die Sprachen anbelangt, habe ich immer gesagt, die Sprache, die man zuerst lernt, die Sprache, in der man die Dinge benennen lernt, ist meist die Muttersprache. Bei mir war es tatsächlich die Sprache meiner Mutter, der Dialekt meiner Mutter. Mein Vater hat kaum Dialekt gesprochen. Aber die Sprache meiner Mutter ist der Dialekt gewesen, in dem ich dann auch geschrieben habe. Ich habe dann ja lange Zeit kein Wort Dialekt mehr geschrieben, bis hier, an diesem Tisch, jemand zu mir gesagt hat, »Herr Gulden, warum schreiben Sie keinen Dialekt mehr?« Und da hab ich überlegt, und tatsächlich, seit dem Tag, an dem meine Mutter gestorben ist, hatte ich kein Wort Dialekt mehr geschrieben. Zehn Jahre lang. Jetzt habe ich wieder angefangen und eine lange, zusammenhängende Geschichte, ein Lied, in Dialekt geschrieben. Es heißt übrigens »Schienen« – »Schinnen«. Die Sprache der Mutter ist für mich die Sprache, in der ich die Welt hören- und kennengelernt habe. Das ist schließlich eine unendlich wichtige Sprache für ein Kind, eine Sprache, die man nicht abwerten kann und sagen, das ist die schlechte Sprache, und jetzt lernen wir die gute Sprache in der Schule. Ich habe immer gesagt, man hat soviel Hirnzellen, daß Kinder die Muttersprache durchaus beibehalten können und die andere Sprache dazu lernen können. Schon im Kindergarten. Als Sprache von der man sagt, da kannst Du Dich da und da auch unterhalten. Dann kämen noch die sogenannten Fremdsprachen dazu. Man sollte keine Sprache abwerten, nicht sagen, das ist die gute und das ist die schlechte Sprache. Wir wissen ja hierzulande, daß Sprache auch Poli-

tik ist. Für die Franzosen ist ja die Sprache die zweite Armee, oder sogar die erste Armee. Die, die sprachlich vertikal arbeiten, die wirklich in die Sprache hineingehen, sind ganz wenige, Menschen, die Dichter, Linguisten oder Lehrer werden. Die können sich intensiv damit beschäftigen. Das ist nämlich richtig. Ich bin der Meinung, wer sich sprachlich vertikal wirklich interessiert, für den ist eine Sprache schon viel. Ich kann Wochen überlegen, wo ein paar Sätze herkommen, wie sie zusammenhängen, welche schamanischen, rhythmischen oder musikalischen Dinge in den Worten stecken. Das ist natürlich wieder etwas ganz anderes, das verlangt man natürlich nicht für eine Gesellschaft, die zusammenlebt. Poeten machen das, Linguisten machen das, die Sprachlehrer. Und damit sind wir wiederum beim Problem der Grenzen – die Grenzen sind ja oft Sprachgrenzen.

Sind Sie denn in einer Sprache ganz besonders zu Hause? In der Muttersprache oder in der Hochsprache? Ist Ihnen eine Sprache näher als die andere?

Für mich ist das Allgemeindeutsch, das Hochdeutsche, die Sprache, in der ich am meisten kann, die mich auch am meisten interessiert. Der Dialekt ist für mich eine Sprache, die ich benutze, wenn ich musikalisch arbeite. Alle meine Lieder sind in Dialekt. Es gibt zwar auch einige in Englisch, aber in Hochdeutsch nur eines. Der Dialekt ist für mich die singbarste Sprache. Es ist ja eine Sprache, die ich nur gesprochen kennengelernt habe, eine Vom-Mund-zum-Ohr-Sprache, deshalb ist sie für mich die Sprache, die die direkteste Verbindung herstellt. Die Sprache, in der ich mich am meisten bewege, in der ich am

meisten nachdenke, in der ich am meisten schürfe, das ist das Hochdeutsche. Danach kämen das Französische und dann das Englische. Das Hochdeutsche ist die Sprache, in der ich lebe, in der ich denke, in der ich fühle. Der Dialekt ist das direkteste, ist das, wo ich Musikalität finde, höre und spüre. Dialekt höre ich – immer wenn ich Dialekt schreibe, höre ich meine Mutter oder meinen Bruder. Beim Hochdeutschen nicht, da sehe ich auch. Das Hochdeutsche ist die Sprache, in der ich mich am tiefsten bewege, mit der ich mich am meisten auseinandergesetzt habe.

»Die Welt ist ein Dorf«, heißt es heute sehr oft. Ist der Begriff des »Global Village« nicht der Beweis dafür, daß wir alle in einem einzigen Nest sitzen. Kann die Welt als ein Nest betrachtet werden?

Wenn man vom Menschen ausgeht, ja. Wenn man natürlich von Bewegungen ausgeht, von Räumen ausgeht, ist es ein Blödsinn: »Global Village«, das globale Dorf, war immer die Vernetzung der Menschen. Ich kann natürlich etwas ins Internet stellen und die ganze Welt sieht das, hört das. Doch das hat nichts mit Dorf zu tun. Das ist noch keine Nähe, im Gegenteil. Die weltweite Vernetzung ist auch gleichzeitig ein ungeheures Erschrecken, Entsetzen für mich. Parallel zu diesem in der ganzen Welt gehört und gesehen werden, läuft auch etwas für mich wichtiges, deswegen habe ich wieder angefangen für das Theater zu schreiben, nämlich der Verlust der Leibhaftigkeit, des Körperlichen, des Direkten. Und das Theater, ich rede jetzt von dem jeden Abend aufgeführten Theater, ist das Leibhaftigste, was es gibt. Das Leibhaftige, das Momentane, das Direkte daran, das hat mich nach Jahren wieder zum Theater zurückgebracht. Der Begriff des elektronischen Dorfes, wo alles elektronisch abläuft, hat mich schon sehr gereizt. Wo alles nur über Übersetzungen läuft, das heißt, wo alles nur über das Hirn läuft und wo ich natürlich plötzlich einen Film von einem Eskimo bei YouTube sehen, erschrecken und sagen kann: »Wahnsinn«, der hat ja dasselbe Problem mit seiner Mutter, wie der hier in Saarlouis-Roden. Da erschrecke ich immer, wenn ich denke, auf der einen Seite rückt man immer näher zusammen, auf der anderen Seite wird die Welt zwar nicht unbewohnbarer, aber für mich immer entsetzlicher. Also, da erschrecke ich schon. Da habe ich Zivilisationsschäden. Ich stehe immer sehr erschrocken vor

dieser elektronischen Welt, wo die Menschen über Tausende von Kilometern miteinander kommunizieren, ohne daß sie sich an der Hand fassen können. Oder noch brutaler gesagt, wo man mit Waffen aus dem All jeden Punkt der Erde zerstören kann und parallel dazu laufen Fundamentalisten herum und schlagen Leuten den Kopf mit der Axt ein, weil ihnen jeder Schuß zu teuer ist. Steinzeit und elektronisches Zeitalter ist das, was ich mit Entsetzen meinte. Wir leben in einer ungeheuer pathetischen Zeit. Daß die Menschheit auf der einen Seite sich mit Knüppeln, Steinen und Äxten auf den Leib rückt, auf der anderen Seite eine neue Erde entdeckt, die soweit entfernt ist, daß man sie nicht denken kann. Das ist auch Heimat. Aber ich denke, wenn zwei Menschen da oben wären, wäre es nicht anders wie hier unten. Und Robespierre hatte nicht ganz unrecht, als er sagte: »Zum Heil der Welt muß man die Menschheit umbringen«. Soweit sind wir ja inzwischen. Aber eins muß ich noch als große Unterschrift hinzufügen: Wir sind nicht so wichtig. Wir, die Menschen sind nicht so wichtig, daß wir uns dauernd in den Mittelpunkt der Erde stellen müssen. Das sagt nicht ein alter Mann, denn ich hoffe noch ein bißchen leben zu können, das sagt einer, der schon sehr früh gemeint hat, daß wir nicht so wichtig sind und uns auch nicht so wichtig nehmen sollten.

Aber noch einmal zurück zum Begriff des Global Village, das ist, wie ich schon sagte, ein Erschrecken, das beides möglich ist: daß man in einer Gleichzeitigkeit mit einem Eskimo sprechen kann, daß man aber mit dem, der neben einem ist, letztendlich keinen Kontakt mehr hat. Wir merken es ja auch an den Zahlen, mit denen wir mehr und mehr konfrontiert werden, die werden ja immer wahnsinniger. Wenn man früher gesagt hat, er hat eine Milliarde Schulden, das konnte man sich nicht vorstellen. Wenn man jetzt sagt, einer macht Millionen Verluste oder in Deutschland werden in den nächsten Jahren so und soviel Billionen vererbt, das kann man sich doch nicht vorstellen. Aber, wir leben mit diesen Zahlen. Und wenn einer dann mal 25 Millionen Euro veruntreut, dann sagt man »na ja« und »na und?«.

Wir begreifen nur das, was uns unmittelbar an die Haut geht. Übrigens »an die Haut gehen«. Das ist ja auch ein Punkt, der wichtig ist. Junge Menschen, die sich tätowieren las-

sen: Da will man plötzlich Identitäten herstellen, indem man sich Tattoos macht, also Stammeszugehörigkeiten zeigen, Erkennbarkeiten, die festgemacht sind. Man will etwas haben, von dem man zeigen kann, daß man es hat. Das einem nicht abgemacht werden kann. Ich will damit sagen, Heimat ist ein Begriff geworden, der mehrdimensional geworden ist. Man fliegt auf eine neue Erde, man sucht eine Heimat außerhalb dieses Planeten, weil man diesen hier nicht mehr als menschliche Heimat sieht. Man projiziert sich eine Heimat. Auf der anderen Seite ist man nicht fähig, im eigenen Schatten irgendetwas zu machen. Man projiziert es lieber. Man hat das früher auf die Wilden projiziert, man hat es auf die neue Welt projiziert, alles weit weg.

Spielt eigentlich auch der Begriff Vaterland für Sie eine Rolle?

Eigentlich weniger. Ich bin Wehrdienstverweigerer, Sterben fürs Vaterland kann man mit mir nicht machen. Ich würde nicht für ein Vaterland, das ich nicht klar definiert erkennen kann, sterben wollen. Eine nationale Identität, die sehe ich nicht so. Die sehe ich in einem größeren Ganzen. Die sehe ich nicht in einem deutschen Vaterland. Ich fand es immer verrückt, daß die DDR immer »Deutschland, einig Vaterland« gesungen hat. Das war für mich immer ein Witz. Oder diese Euphorie. Ich habe immer gesagt, laßt sie doch »Deutschland, Deutschland« schreien. Ich bekomme da keine feuchten Augen, wenn eine Menge »Deutschland, Deutschland« brüllt. Dieses Moment eines Nationalstolzes oder eines wie auch immer gefärbten deutschen Identitätsgefühls, das habe ich nicht. Da bin ich nicht für geeignet. Da kommt in mir wahrscheinlich auch der Saarländer durch. Wir sehen das hier nicht so eng. Bei der Fußballweltmeisterschaft war hier bei der Kneipe immer die französische Fahne auf dem Dach. Der Wirt ist ein Franzose. Da hatte keiner etwas dagegen. Die haben einfach die deutsche Fahne dazu gehängt. Das finde ich völlig richtig. Dieses »wir sind und bleiben deutsch«, was mein Großvater mir immer wieder gesagt hatte, war der Grund, warum ich immer einen französischen Brieffreund hatte. Diese Verbohrtheit, diese Bismarck- und Hindenburg-Gläubigkeit, die habe ich immer abgelehnt. Es kann zwar sein, daß mir das Herz aufgeht, wenn man sagt: »Wir Deutsche.« Aber dann

will ich wissen, in welchem Zusammenhang. Ich habe keinen Sinn für Patriotismus. Weder für englischen noch französischen oder deutschen. Es interessiert mich nicht, zu zeigen, da bin ich geboren oder aufgewachsen. Ich würde nirgendwo aufstehen und sagen: »Ich bin deutsch.« Wobei ich aber sagen muß, und das ist komisch, und wir kommen wieder zur Frage der Identifikation, zur Frage der Distanz. Je größer meine Distanz, desto mehr habe ich mich mit Deutschland identifiziert. Das heißt, ich habe mich plötzlich in New York, als ich als Deutscher angegangen wurde, verteidigt. Was ich hier nie machen würde. Das hängt natürlich auch damit zusammen, daß man plötzlich als Deutscher für Deutschland stehen soll. Zum Beispiel bei der Wiedervereinigung, da bin ich oft gefragt worden: »Was sagen Sie als Deutscher zur Wiedervereinigung?« Da hab ich immer gesagt, die Frage kann nur lauten: »Was sagen Sie, Alfred Gulden, zur Wiedervereinigung?« Ich kann nicht Dinge auf mich nehmen, die ich nicht vertrete. Ich kann nicht für Deutschland sprechen. Ich kann für mich als Deutscher zu Deutschland etwas sagen. Das sind oft eben zwei Paar Schuhe. Ich kann doch nicht sagen, wir Deutsche oder die Deutschen. Das ist doch irrsinnig. Fünf meiner Onkel sind in Rußland gefallen. Für was?

Wenn man sein Nest verläßt, wird man dann auch wieder in es zurückgeworfen, weil man als Fremder gesehen wird? Ist es so, daß einem dann eher eine Rolle als eine Identifikation zugeschrieben wird?

Wenn man Identifikation nicht starr sieht, nicht diese undurchlässige Identifikation sieht, Identifikation muß durchlässig sein, muß veränderbar sein. Wenn ich sage, ich bin so geboren, so bin ich und so bleibe ich, bis ich sterbe, so ist das für mich arm. Insofern glaube ich, wenn man Identität sehr weit faßt, daß man sich da sehr wohl sehr gut befinden kann, ohne daß man eine Rolle spielt, so daß man das auch sein kann. Aber ich glaube nicht, daß das dauernde Anpassen, sein Fähnchen nach dem Wind hängen, daß das eine Identifikation ist. Also, daß man heute Jean-Louis heißt und morgen Hans-Ludwig, nur weil die Regierung gewechselt hat. Das meine ich nicht. Es wäre viel einfacher für mich, wenn ich sage: »Ich bin Deutscher und ich denke so. Das ist so und aus.« Ich betrachte diese Frage von vielen Aspekten aus und würde sagen, Identität ist nicht eine Rolle, nicht ein Mäntelchen, das

FLEJ, FUUL, FLEJ

Flej, Fuul, Flej,
blaif net hej!
Hej es kääme Nescht,
Woo de dahäm bescht.
Flj, Fuul, Flej,
blaif net hej!

Fuul, flej bald,
Hej geft et kalt.
Helj es't neme scheen,
hej get alles en.
Fuul, flej bald,
hej geft et kalt.

Fuul, flej wait,
nòch es Zait.
Flej haut, net mooa,
sonst bescht ääfrooa.
Fuul, flj wait,
nòch es Zait.

Flej, Fuul, Flej,
foet vaan hej.
Hej es kääme Nescht,
Woo de dahäm bescht.
Flej, Fuul, flej,
foet vaan hej.

FLIEG, VOGEL, FLIEG

Flieg, Vogel, Flieg,
Bleib nicht hier.
Hier ist kein Nest mehr,
wo du daheim bist.
Flieg; Vogel, flieg,
bleib nicht hier!

Vogel, flieg bald,
hier wird es kalt.
Hier ists nicht mehr schön,
hier geht alles ein.
Vogel, flieg bald,
hier wird es kalt.

Vogel flieg weit,
noch ist es Zeit.
Flieg heute, nicht morgen,
sonst bist du erfroren.
Vogel, flieg weit,
noch ist es Zeit.

Flieg, Vogel, flieg,
fort von hier.
Hier ist kein Nest mehr,
wo du daheim bist.
Flieg, Vogel, flieg,
fort von hier.

man anzieht. Ich bin schon der Meinung, daß man eine Haut hat und diese Haut verteidigt. Identität muß anders gefaßt werden, und dann bin ich gerne Saarländer. Aber ich identifiziere mich nicht mit Sprüchen wie »Eine bessere Scholle findest Du nit«, wie es mal in der Saarbrücker Zeitung zu lesen war oder »Saarland, schön, daß Du da bist«, das ist mir einfach zu simpel. Diese Form der Identität ist leicht herstellbar und sehr leicht mißbrauchbar. Wir wissen, wie schnell das Saarland mit solchen Sprüchen nach 1933 deutsch gemacht wurde. Ich bin eben nicht mit diesem »Nix wie hem« reinzulegen. Da muß man sich doch fragen: »Wo ist dahem?« In Deutschland? In welchem Deutschland, in was für einem Deutschland? Mit diesen Ansichten stehe ich vielleicht ein bißchen außerhalb. Dieses mit der Herde laufen hat mich noch nie interessiert. Als Rothaariger bin ich sowieso immer außen vor gewesen.

Ist es dann überhaupt sinnvoll »50 Jahre Saarland« aufwendig zu feiern?

50 Jahre Saarland, das stimmt so nicht. 50 Jahre Bundesland Saarland, okay, das stimmt. Daß man feiert und sagt: »Uns gibt es noch.« Ich habe immer gesagt, das ist eine Feier unter dem Motto: »Gibt's uns noch?« Und wenn man Saarländer fragt, ich mache das öfter, brauchen wir das Saarland als eigenständiges Bundesland, da hört man die seltsamsten Meinungen. Das geht von »Ich würde für das Saarland kämpfen!« bis »Das Saarland ist völlig überflüssig.« Mein Film über Johannes Hoffmann fängt mit der Zeit der Abstimmung 1955 an. Damals ging der Meinungsstreit so durch die Familien, daß harte Risse durch die Identitätsfrage entstanden. Alle waren Saarländer. Die einen haben gesagt, wir sind fürs Saarstatut, die galten als Separatisten, das andere waren die Germanophilen, die Deutschen. Ich habe von einem Dorf gelesen, da wurden die Namen derer, die mit »Ja«, also

für das Statut gestimmt hatten, mit riesigen Buchstaben auf die Straße geschrieben. Man kann Saarländer sein, auch wenn man kritisch ist. Und jetzt kommen wir an einen wichtigen Punkt: Die Identität, die durchlässig ist, die sich selbst auch immer wieder in Frage stellen kann, die ist mir wichtig, denn für mich ist Kritik enorm wichtig. Leider ist Kritik zu einem Negativwort verkommen, dabei heißt es nur »urteilen«. Kritisch betrachten, heißt für mich, eine Sache nicht von vorneherein annehmen, sondern hinterfragen. Das ist natürlich für viele nicht einfach, wenn nachgefragt wird. Die wollen, daß, wenn vorne einer den Hut hebt und Hurra schreit, alle den Hut heben und Hurra schreien. Und wenn einer da nicht mitschreit, heißt es »Der da – raus.« Und ich frage zum Beispiel auch: »Saarländische Kultur, was heißt das?« Kann man sie dadurch herstellen, wenn man, wie jetzt geschehen, Lyoner in Saarschleifenform herstellt. Ich hab zwar nichts dagegen, aber wenn das zum Signum wird, dann finde ich das lächerlich. Oder wenn der Begriff der Grenze auf jeden Mist angewendet wird. Die Inflation des Wortes Grenze ist etwas, das so entsetzlich dumm ist, weil ich glaube, daß der Begriff der Grenze seine, wie jetzt positive, verkaufsfördernde Wirkung verlieren und wieder negativ werden wird. So, wie es schon mal war. Die Spanier zum Beispiel haben inzwischen einen ganz anderen Begriff von Grenze. Die Italiener im übrigen auch. Da landen täglich ein paar Hundert Flüchtlinge aus Afrika, da ändert sich eine Grenze. Die Inflation des Wortes Grenze ist schrecklich dumm, weil nicht nachgedacht wird. Ich habe immer wieder gesagt, nichts ist so grenzenlos wie die Dummheit. Grenzen sind, wie ich in meinem Buch *Die Leidinger Hochzeit* schreibe, auch notwendig. Es gibt sinnvolle Grenzen. Da sind wir auch wieder bei Identität. Wir müssen sinnvolle Identitäten stiften, nicht unsinnige.

Was mich im Augenblick sehr freut, als Kulturpessimist freue ich mich selbst über kleine Kulturpflänzchen, es ist endlich ein Deutsch-Französisches Geschichtsbuch erschienen. Ich habe immer wieder gesagt, solange die beiden Völker getrennte Geschichtsbücher haben, das heißt, keinen »Regard croisé« haben, keinen gekreuzten Blick auf ihre Geschichte, und die einen mit diesem Geschichtsbild und die anderen mit jenem Geschichtsbild aufwachsen, wie will man da zusammenkommen. Und

wenn, Gott sei Dank, ein Geschichtsbuch da ist, daß in beiden Schulsystemen gelehrt wird, dann denke ich, kommt man sich gewaltig näher, denn solange die Geschichtsbilder tradiert werden, Geschichtsbilder, die dem anderen keine Gerechtigkeit zukommen lassen oder die Geschichte propagandistisch nutzen, wird eine verständnisvolle Identität nicht möglich sein. Dann ist nur der eine der Gute und alles, was er macht, ist gut. Dann hat der Sieger immer Recht. Und das ist ganz und gar nicht meine Meinung. Der berühmte Satz: »Hätte Hitler gewonnen, wäre alles richtig gewesen«, das kann ja wohl nicht sein. Denn dann brauchen wir keine Moral mehr. Da schließe ich Guantanamo nicht aus.

Günter Scholdt hat ein Werk- und Lesebuch von Ihnen herausgegeben. Es trägt den Titel Zwischen Welt und Winkel. Welche Bedeutung haben diese beiden Begriffe für Sie?

Welt und Winkel sind zwei Begriffe, von denen ich immer gesagt habe, wer seinen Winkel nicht sieht, sieht auch in der Welt nichts. Das ist einer meiner Basissätze. Wenn einer dann nach Hawaii fliegt, lernt er etwas kennen und hat hier nichts. Sieht hier den Typ am Tresen nicht, was das für ein Wahnsinniger ist. Diese beiden Begriffe, wenn man so will, fassen das Ganze. Welt und Winkel. Was ich nicht hier in einem Rodener Gäßchen an Menschlichem erkenne, kann ich auch in New York am Washington Square nicht sehen. Das geschärfte Bewußtsein, das geschärfte Auge und Ohr kriegt man dort, wo man ist, wenn man sich darauf einläßt. Ganz konkret, wo wir jetzt hier sitzen, im Salms-Haus im Villeroyischen Schloßpark und die Villeroy sagen: »Hier ist Frankreich«. Dieses sehr alte Haus, ein Treidlerhaus an der alten Saar, dieses Haus hat in seinen 230 Jahren und länger ungeheuer viel gesehen und erlebt. Im wahrsten Sinne des Wortes. Ich glaube immer noch daran, daß das, was in Räumen passiert, auch in den Räumen bleibt. Wenn Generationen in einen Acker hinein gearbeitet haben, so ist das drin in dem Acker. In Kirchen ist drin, was an Gebeten gesprochen wurde. Wenn man sieht, daß die Familie Villeroy bei jedem Krieg nach Frankreich ging und nach dem Krieg zurückkam, wenn man weiß, daß hinter dem Brückchen, nahe diesem Haus, das »Papensche Gut« ist, wo Adolf Hitler oft war, und wer sich in der deutschen Geschichte auskennt, der weiß, daß

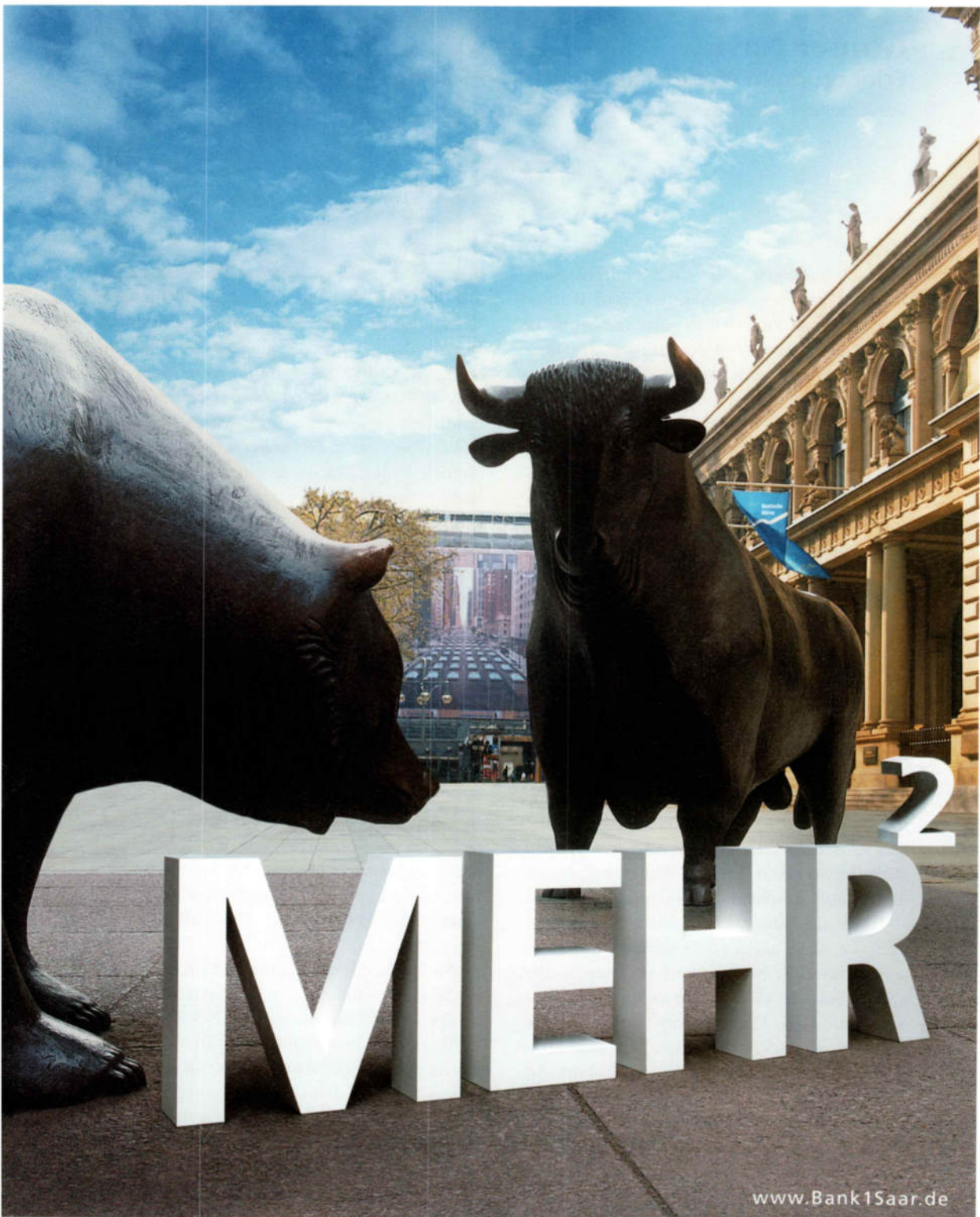
Papen nicht unwesentlich dazu beigetragen hat, daß Hitler der geworden ist, der er geworden ist. Und diese zwei Orte sind nur durch ein kleines Brückchen getrennt. Da haben wir doch einen Aberwitz von Geschichte, hier eine französische Familie, die immer französisch geblieben ist, bis heute, und drüben Hitler, der immer wieder nach Wallerfangen kam, zu seinem »lieben Papen«. Dann habe ich hinter mir die Dillinger Hütte, auf der ein Teil meiner Familie gearbeitet hat, vom Urgroßvater zu Großvater bis hin zu den Onkeln. Das ist ein Stahlwerk, das von den Franzosen gegründet wurde und bis heute französische Direktoren hat und das durch die Kriege hindurch sowohl fürs Kaiserreich Kanonen gegossen hat wie für die Franzosen. Heute ist es das einzige Stahlwerk im Saarland, das noch Stahl kocht und schwarze Zahlen schreibt. Weil es sich durch die Geschichte immer wieder flexibel retten konnte. Ich glaube, bis hin zum Stacheldraht für die deutsch-deutsche Trennung. Dann, wenn ich auf die andere Seite schaue, entgegengesetzt, in zehn Minuten bin ich in Frankreich. Tatsächlich in Frankreich. Ein anderes Schulsystem, ein anderes Rechtssystem, andere Sprache, was will ich mehr. Das Saarland ist für mich eine kleine Schautafel, die so übersichtlich ist, von der geographischen, von der historischen, von der politischen Seite, und es ist doch das aberwitzigste Bundesland, das es überhaupt gibt. Und da nicht nur geboren zu sein, sondern da auch über dreißig Jahre geschrieben zu haben, Filme gemacht zu haben, darauf bin ich schon sehr stolz.

Also doch eine Liebeserklärung im Sinne von »Saarland – schön, daß es dich gibt«?

Die Liebeserklärung, die auch umgekehrt sagen muß, das Saarland sei schön, weil es mich gibt. Denn es muß auch solche Leute geben, die sich Zeit nehmen, vertikal an dem zu arbeiten, was sonst nur funktional da ist, an dem man sonst vorbei geht, wo man nicht daran denkt. Es ist die Aufgabe des Poeten, daß er sich Zeit nimmt, daß er das, was er aufnimmt, das, was durch ihn hindurch geht, daß er das wiedergibt in Formen, wir nennen das vielleicht Kunst, Kultur, die neue Identitäten schafft. Wir sind es, die Identitäten schaffen, und deshalb kann man als Künstler ruhig stolz sein, in diesem Land dreißig von den fünfzig Jahren etwas gemacht zu haben. Für dieses Land und in diesem Land. Das wird

oft vergessen. Ich bin jemand, der entdeckt hat, daß wir nicht den Begriff Provinz aufheben, wenn wir von Außen her immer wieder ein großes Licht auf uns werfen. Ich habe auch immer gesagt, schneidet doch nicht, wie man in Saarbrücken sagt, Bäume ab, die gar nicht da sind. Hegt die Pflänzchen, die wir haben. Und wenn ich in München sage, die Bayern gehen auf die Berge, die da sind, kann ich immer sagen, wenn bayerische Freunde zu Besuch kommen, die Berge, die wir hier im Saarland haben, die haben wir selber gemacht. Die Schlackenhalde, die Abraumhalde. Wir haben 1400 Meter aus der Erde herausgeholt. Jeder gottverdammte Meter, der hier in die Höhe geht, ist von uns gemacht worden. Fragt doch mal einen Bayer, ob er die Alpen gemacht hat. Gar nix hat er gemacht. Das, was wir haben, müssen wir maximieren, nicht das, was wir gerne hätten.

Für die Saarbrücker Hefte: Georg Bense und Herbert Temmes.



Bank1Saar

die persönlichere Note

Für alle, die ihr Geld nicht einfach nur anlegen wollen:
die Kapitalanlagen der Bank 1 Saar. Damit Träume keine bleiben.

Günter Navky

Erinnerungen an den saarländischen Schriftsteller

Von Christoph Schreiner

Man sah ihn regelmäßig in der Stadt. Im Sommer leuchtete sein Strohhut auf dem Trottoir, noch ehe man ihn erkannt hatte. Er liebte das Milde, das sommers in der Luft lag. Im Winter traf man ihn draußen nur dick vermummt an, mehrere Pullover übereinander und dazu noch eine Jacke. Er hielt sich dann meist nur drinnen auf. Umgeben von seinen Büchern und seiner Musik und dem Telefon als Verbindung zur Welt draußen.

Die Jahreszeiten: Auch in seinen Stadtjahren lebte er mit ihnen, nach ihnen. Er hatte, wie man so sagt, seine Wege. Einer führte immer wieder vom Nauwieserviertel, wo er neun Jahre wohnte, zum Saarlandmuseum. Es gab wahrscheinlich niemanden, der dort so oft war in den letzten Jahren wie er. Kaum eine Woche verstrich, in der er nicht die Sammlung durchquerte. Jahrelang. Immer wieder saß er vor seinen bevorzugten Bildern, besuchte sie, studierte sie, ergründete sie. Manchmal war er der einzige Besucher am Abend, erzählte er. Man sagt das so leicht, in seinem Fall aber traf es das: Er hielt Zwiesprache mit den Bildern. Liebermann, Monet, Weisgerber, Nolde, Beckmann, Kirchner. Sie bedeuteten ihm viel.

Wenn man die Wege Günter Navkys, solche, die nicht allein praktischen Anforderungen geschuldet waren, nachzeichnen wollte, man würde ein Viereck sehen: Museum, Theater, Kino, Café. Das war sein Saarbrücker Geviert, topografisch betrachtet. Er ging darin stets offenen Auges umher. Aufmerksam. Anteilnehmend. Am Rand.

Neben dem Museum (und natürlich den Büchern, die ihm vielleicht mehr wert waren als alles andere) war vor allem das Kino sein bevorzugter Phantasieort. Hätten die Treppen und die fehlenden Aufzüge ihn nicht in den allermeisten ausgesperrt, weil er sich nicht von anderen hinauftragen lassen wollte, er wäre wohl ständig ins Kino gegangen.

»Gehen«, er benutzte dies Wort ganz selbstverständlich, ganz gezielt. Günter saß im Rollstuhl. Natürlich hat das sein Leben geprägt, es

überschattet, es erschwerte, es durchdrungen. Tag für Tag. Das band ihn fest, verhinderte Reisen. Seine gingen umso ausgedehnter ins Innere. Auch wußte er, daß die wirklich interessanten Orte die jeden Tag gesehenen und übersehenen sind. Ich bewunderte seine Geduld dem Leben gegenüber. Wenn er krankheitshalber, wie so oft, etwas wieder nicht tun konnte, haderte er nie mit dem Schicksal. Er hatte es längst angenommen. Er war mit ihm groß geworden.

Aber er bezwang es auch, so weit er konnte. Und überwand mit unglaublicher Ausdauer und Beharrlichkeit Hindernisse. So daß es nicht nur beim Wunsch blieb, zu studieren (Literatur- und Sprachwissenschaft und Kunstgeschichte). Trotz seiner Behinderung gelang es Günter – unterstützt von seiner Familie, von Freunden – auf der Abendschule das Abitur nachzuholen. Drei Jahre lang brachte ihn ein Fahrdienst Abend für Abend hin und wieder zurück. Nein, man ahnt nicht, was es heißt, mit jedem Tag aufs Neue mit denselben Widerigkeiten konfrontiert zu sein. Ein Leben lang. »Was würden mir ein paar Stunden vergessen nutzen? Morgen geht es weiter«, schrieb er in einer seiner Erzählungen. Das galt auch für ihn selbst.

Mit Beginn des Studiums endlich, an dessen Ende seine umfangliche Dissertation stand, in der er untersuchte, wie die NS-Zeit in der Lyrik eines Jahres (1980) fortwirkt, bezog er ein eigenes kleines Apartment auf dem Uni-Campus, später dann eine Wohnung im Nauwieserviertel. Selbständigkeit war ihm das Allerwichtigste, für ihn war es existenziell. Für sich selbst zu sorgen, seine eigenen Wege gehen zu können.

Auch nach Jahren, in denen wir uns kannten, stolperte ich immer wieder jedes Mal aufs Neue über dieses von ihm so gemochte Wort »Gehen«. Irgendwann verstand ich, daß er damit auch eine Normalität für sich beschrieb. Eine im doppelten Sinn. Er wollte sich dieses Wort nicht vorenthalten müssen, das ist das

eine. Das andere aber ist: Er hätte für seine Form, sich fortzubewegen, tatsächlich kein geeigneteres Wort finden können. Wenn Gehen heißt, sich erhobenen Hauptes und offenen Blickes zu bewegen, konnte es kaum jemanden geben, der mehr ging als Günter. Mit dieser sinnenreichen Hingabe.

Daß er zu den bedeutendsten Schriftstellern der Region gehörte, werden die meisten nicht einmal ahnen. Wer wußte schon von seiner Literatur? Ein einziges Buch, eine 1995 im Gollenstein Verlag unter dem Titel *In einem Café fällt die Zeit ins Haar* erschienene Auswahl seiner Gedichte, dürfte hierzulande überhaupt wahrgenommen worden sein. Von wenigen, viel zu wenigen. Zwei vorher erschienene Prosaabände, erschienen im Queißer Verlag (*Das Zimmer*, 1981) und in der Pfälzischen Verlagsanstalt (*Der Landläufer*, 1984), wurden nur von einem noch sehr viel kleineren Kreis literarisch Interessierter zur Kenntnis genommen. Ein schmales Bündel Erzählungen, in denen wenig, oft so gut wie nichts passiert.

Umso viel mehr Nachdruck aber wurde in diesen Texten darauf verwendet, dem Flüchtigen Dauer zu geben und die weitgehende Unvereinbarkeit des äußeren Lebens mit den inneren Lebenslagen derer kenntlich zu machen, die sich wie Zaungäste durch ihre Zeit bewegen. Was sein schmales Werk prägte, war die Genauigkeit der Beobachtung, war die Tiefe der Empfindungen, war das Würdigen des Schlichten, Vertrauten. Zunächst arbeitete Günter Navky dies mit den Mitteln der Prosa heraus, später dann vor allem mit denen des Gedichtes.

Gerade das machte die Kraft, den Rang dieser Literatur aus. Weil man das Gefühl nicht los wurde, daß erst diese ihre äußerste Behutsamkeit und scheinbare Absichtslosigkeit überhaupt die Möglichkeit eröffnete, vordergründig Unbedeutendem tiefe Geltung zu geben. In *Ein paar Stunden bis zum Abend* etwa, Navkys längster je veröffentlichter Erzählung, beschrieb er ein Klingelschild, als liege es unter dem Mikroskop. Dann waren es Glasscherben auf dem Asphalt, die den Erzähler nachhaltig beschäftigten: »Er konnte nicht erkennen, welche Gestalt das auseinandergebrochene Glas einmal gehabt hatte.« Ludwig Harig, der den jungen Navky einst förderte, nachdem er in der »Literaturwerkstatt« der Saarbrücker Volkshochschule Anfang der achtziger Jahre auf ihn gestoßen war, schrieb im Vorwort zu

Navkys erstem Buch *Das Zimmer* treffend, die Geschichten darin spielten »allesamt vor irgendeinem Ende, in ihnen ist es immer schon zu spät zum Handeln.«

Ein Zwielicht umgab diese Texte, unter dem das Verlassensein von Navkys Figuren in der seiner Prosa eigenen Verbindung von Ernüchterung und Sehnsucht sich immer nur unausgesprochen und ahnungsweise offenbarte. Seine Erzählungen umkreisten Empfindungszustände, sie sprachen sehr leise, sehr sparsam, sehr lapidar von der »langsamen Welt der Gefühle«, wie Felicitas Frischmuth es damals in ihrem lebensklugen Nachwort zu *Der Landläufer* gütig formuliert hat.

Wobei Navkys illusionsloser Blick seiner Sensibilität zugute kam, weil seine Literatur somit nie Gefahr lief, beschaulich zu werden. Ganz im Gegenteil. Dazu war sein Schreiben viel zu reflektiert. Und Beschönigung ihm verhaßt. Er mochte weder sich selbst noch der Welt etwas vormachen, das merkte, wer mit ihm sprach oder seine Bücher las.

In der kurzen Erzählung *Ein Abschied auch* sitzt die Hauptfigur Paul am Ende im Auto und schickt der Frau, die er gerade zum Bahnhof gebracht hat, eine Postkarte hinterher, auf der er nur Wörter aneinanderreihet. »Abendessen. Münzen. Parkuhr. Fenster. Himmel. Kaffee und Bier. Einen Moment wollte er die Karte zerreißen. Er warf die Karte in einen Briefkasten.« Eine für Navkys Schreiben ganz typische Passage: Sieben Wörter (von Abendessen bis Bier) erzählen hier einen Tag. Jedes von ihnen ist wie ein Wegkreuz. Wobei ihre Zwischenräume, in denen das Leben nistet, immer wieder mit dem Spiel der Möglichkeiten, mit Schaulust, mit der Liebe zum Detail, mit der Beschreibung kleinster Verrichtungen ausgefüllt werden. Bis sich aus alledem ein ganzes Bild formt. Ein Andachtsbild voller Alltag. Stärker als seine qualitativ durchwachsene Prosa legen die Gedichte Günter Navkys davon Zeugnis ab.

Mit den Jahren kondensierte Navky seine Wahrnehmungserkundungen mehr und mehr im Gedicht – seiner eigentlichen literarischen Form. Als habe jedes einzelne Wort für ihn immer weiter an Gewicht gewonnen, lebten seine unerhört genau gearbeiteten Gedichte von äußerster Sparsamkeit und Stringenz. Wer wie er den Hohlformen der Sprache, dem überall grassierenden Satzpalaver von Grund auf mißtraute und selbst immer gerne am

Ufer des Schweigens saß, der wollte und mußte wohl soweit verdichten wie möglich. »Dort / wo der Finger / sich hinlegt / aufs wundgeblickte / Glas / dort ist das / andere Land / so schmal / wie ein Federstrich / eingehaucht / in die Sprache / die auch hier / ist / möchte / nicht hinkommen.«

Man wird hierzulande wohl kaum einen Autor finden, der gezielt mit so wenigen und so unverbrauchten Mitteln derart Wesentliches zu sagen wußte. Das Präteritum, es schmerzt. Unbehaust, wie er selbst sich wohl zeitlebens gefühlt hat, blieben die, die er in seinem leider, leider viel zu schmal gebliebenen Werk umhergehen ließ – Suchende, die vergessen haben, was sie finden wollten. In *Der Landläu-*

fer schrieb er: »Ich trage alles dorthin, wo es wirklich ist und hingehört.« Der ohne Illusionen auskommende Blick, den es dazu braucht, war ihm eingeschrieben. So auch ging er im vergangenen Dezember im Alter von 50 Jahren dem Tod entgegen.

Die Anerkennung, die ihm unbedingt gebührt hätte, blieb ihm zu Lebzeiten verwehrt. Nun gilt es, sein vergriffenes kleines Werk wieder zugänglich zu machen. Bereichert, soweit denn möglich, um seine nachgelassenen Gedichte. Wesentlicheres, daran läßt Günter Navkys großartiger Gedichtband *In einem Café fällt die Zeit ins Haar* kein Zweifel, haben wenige zu sagen.

ab sofort

Konzert-Abos

SR am Markt

0681 | 9 36 99 77

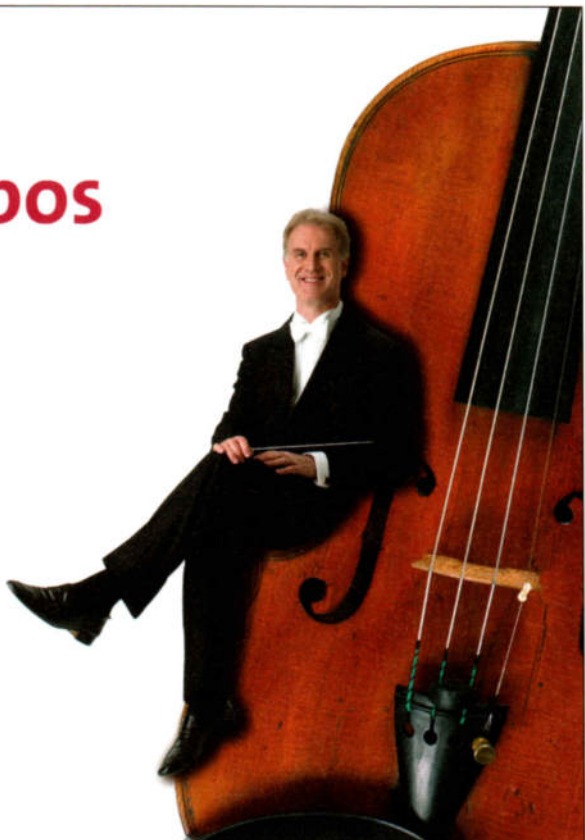


**DEUTSCHE
RADIO
PHILHARMONIE**
Saarbrücken Kaiserslautern
Chefdirigent: Christoph Poppen

ABO-Serien in Saarbrücken:
4 Soiréen in der Congresshalle
9 Matinéen in der Congresshalle
8 Studiokonzerte auf dem Halberg

SR
SWR

www.deutscheradiophilharmonie.de



PREISGEKRÖNT



... UNSERE VERMÖGENSVERWALTUNG

SaarLB
Verlässlich Fortschrittlich

Die Vermögensverwaltung der SaarLB und ihrer Partner hat in unabhängigen, bundesweiten Vergleichen wiederholt erste Plätze belegt.

Mit Kompetenz und Gewissenhaftigkeit verwalten wir die Vermögen unserer Kunden. Wir schätzen Chancen ab und nutzen sie. Das Ergebnis: eine überzeugende Wertentwicklung bei überschaubaren Risiken – und zufriedene Kunden.

Sprechen Sie mit unseren Experten.

Landesbank Saar
Ursulinenstraße 2
66111 Saarbrücken
Tel. 0681 383-382
www.saarlb.de

Das Saarland wird 50

*G Glückwunsch
vom Glück!*

Saartoto wünscht dem Saarland alles Gute zum Geburtstag. Wir sind seit mittlerweile 55 Jahren fest mit Land und Leuten verbunden. Lotto gehört zum täglichen Leben, denn nicht nur die Gewinner unserer

www.saartoto.de

Lotterien und Wetten können sich freuen, sondern letztlich alle im Saarland, weil Saartoto jährlich mit vielen Millionen Euro Projekte und Institutionen aus Sport, Kultur, Umwelt und Sozialwesen unterstützt.

www.spielen-mit-verantwortung.de



„Saar-Zahlenlotto“-
Schein von 1957

 **LOTTO®**  **SAARTOTO**

Das Saarland gewinnt - mit jedem Tipp!



Roger Wagner

Né en 1962 à Dudelange (Luxembourg). Vit et travaille à Luxembourg et Bruxelles.

Expositions individuelles/Einzelaustellungen

- 2005 Nosbaum & Reding – Art Contemporain à Luxembourg.
- 1999 Galerie Erna Hécey à Luxembourg.

Expositions collectives – Sélection/Gruppenausstellungen – Auswahl

- 2007 Art Brussels 2007, ikob – Musée d'Art Contemporain à Eupen sur le stand de la Communauté française de Belgique à Bruxelles.
- 2007 *Collection du ikob* – Musée d'Art Contemporain à Eupen – Palais des Beaux Arts à Bruxelles.
- 2006 *Mois Européen de la Photographie – Luxembourg 2006* à la galerie Nosbaum & Reding – Art Contemporain à Luxembourg.
- My Home Is My Castle* à la Dexia Banque Internationale à Luxembourg.
- 2005 Œuvres extraites des collections permanentes au Musée de la Photographie - Centre d'art contemporain de la communauté française de Belgique à Charleroi.
- 2004 *dreamscapes* à la galerie aeroplactics contemporary à Bruxelles.
- 2003 *Restoration*, mises en scènes et coups de cœur à la fondation Carlos de Amberes à Madrid.
- 7th International Seminar on Photography au Flandres Arts Centre-Casino Genk.
- Suivez le guide* – Une sélection des œuvres de la collection de la Ville de Dudelange, Centre de documentation sur les migrations humaines – Galerie Dominique Lang – Galerie Nei Licht.
- 2002 *Paysages urbains – Paysages humains* à »Office Park Nysdam« – La Hulpe.
- Propositions à la galerie Erna Hécey à Luxembourg.
- 2001 *Claro que si* à la fondation Carlos de Amberes à Madrid.
- Photographies – Propositions II à la galerie art&com à Bruxelles.
- Things to come* à la galerie Erna Hécey à Luxembourg.
- 2000 *Quinze en Europe – la jeune photographie européenne*, Théâtre de la Photographie et de l'Image à Nice.
- Everyday there is something different* à la galerie Erna Hécey à Luxembourg.
- 1999 *Acquisitions 1997–1998* – Œuvres contemporaines de la Communauté française au Musée d'Art moderne et d'Art contemporain à Liège.
- 1998 *Œuvres extraites des collections permanentes* au Musée de la Photographie – Centre d'art contemporain de la communauté française à Charleroi.
- 1997 *Un bel été* au Casino Luxembourg - Forum d'Art Contemporain à Luxembourg.
- 1996 *Les extrêmes se touchent* au Nieuwspoort à La Haye.
- 1995 *Le paysage retrouvé* à la galerie Renos Xippas à Paris.
- 1994 *La photographie plasticienne - 10 ans Café Crème magazine* à la galerie Nei Licht à Dudelange.

Prix/Preise

- 2007 Monika von Boch – Prix photographique/Preis für Photographie – Museum Schloß Fellenberg - Merzig











Ingrid Caven: Ein Gruß – eine Erinnerung

Von Hans Emmerling

Im Herbst 2000 erhielt ein Roman den Prix Goncourt, dessen Autor, Jean-Jacques Schuhl, auch in Paris meist nur Insidern bekannt war; er hatte bislang – ebenfalls bei Gallimard – einen schmalen Prosaband *rose poussière* veröffentlicht und war Textautor einer Musik-Hör-Collage des WDR mit dem Titel *Töd in New York*, Musik: Peer Raben. Die Interpretin des Hörspiels und die titelgebende Heldin des Romans: Ingrid Caven. Die deutsche Übersetzung *Ingrid Caven, Roman*, erschien im folgenden Jahr in der Reihe *Die Andere Bibliothek* von Hans Magnus Enzensberger im Eichborn Verlag.

Im November 2000 fand im traditionsreichen Odéon Théâtre in Paris ein Galakonzert statt: ein randvoller Zuschauerraum. Im ersten Rang Yves Saint-Laurent, Pierre Bergé, der Schriftsteller Jorge Semprun, die in Paris, Salzburg, Wien, München, Zürich gefeierte Mezzosopranistin Trudeliese Schmidt. Auf der Bühne nur ein großer schwarzer Flügel mit dem Pianisten Jay Gottlieb (er kommt aus der Schule von Yvonne Loriod, unter seinen CD-Aufnahmen Klaviersonaten von Charles Ives) und die Chanson- und Liedersängerin Ingrid Caven. Sie singt Texte von Jean-Jacques Schuhl, Rainer Werner Fassbinder, Hans Magnus Enzensberger, sie singt das *Abendlied* von Brahms und das *Ave Maria* von Bach/Gounod. Zum Finale einen *Reimwalzer*, Text: Jean-Jacques Schuhl, Musik: Peer Raben.

Nach dem Konzert gibt Pierre Bergé im Foyer des Theaters einen Empfang. Es ist eng, man drängt sich, begrüßt sich; man hört Begrüßungen in französisch, deutsch, italienisch, englisch: »Tout Paris«. Nach kurzer Zeit bahnt sich die Caven einen Weg in die Mitte des Raumes. Eine schöne Szene: Die beiden Schwestern umarmen sich: die Caven und Trudeliese Schmidt.

Eine andere Szene, Frühsommer 2001: Kame-rafahrt mit Ingrid Caven auf einem Treidel-pfad entlang der Saar. Gegenüber das Theater,

vorbei an der Alten Brücke, an der Berliner Promenade, weiter; schließlich Burbach, die Burbacher Hütte (was von ihr noch übrig ist). In Burbach sind sie aufgewachsen, die beiden, Ingrid und Trudeliese.

»Für uns Kinder«, sagt die Caven später, »war das ganz toll, dieses Spielen in den Ruinen.« Sie behält diese Kindereindrücke im Gedächtnis. »Ich bin mit kaputten Kulissen aufgewachsen. Diese Industrie-Bilder habe ich noch immer im Kopf. Diese schwarzen Schornsteine vor jedem Fenster konnten auch Bäume sein; Bäume in einem schwarzen Wald.«

Peer Raben schreibt nach ihren Erzählungen ein autobiographisches Lied: *Schwarzer Wald*.

Berlin, Anfang 1980. Die Caven gibt ein Konzert im Berlin Palast am Kurfürstendamm. Eine plüschige Atmosphäre, ein riesiger Kronleuchter, Tischtelefone; ein Rest vom Berlin der zwanziger Jahre. Die Bühne ragt wie ein Laufsteg ins Publikum. Auf der Bühne die Musiker: Klavier, Geige, Saxophon, Baß. Die Caven sagt an: »Nach dem Krieg, in Saarbrücken, als ich noch ganz klein war, da waren da die französischen Soldaten, die wollten, daß ich Lili Marleen singe; heute Abend für Sie: Kindheit in Kohle und Dreck.«

Während sie die Nummer ansagt, pocht sie mit einem Fingernagel an das Mikrofon; ihre Ansage klingt hingefetzt, wie mit einem nassen Handtuch hingeklatscht. Der Baß gibt den Rhythmus vor: »Wenn als Kind ich aus dem Fenster sah... an den Scheiben klebte Kohlestaub und Dreck...«

Sie singt, sie spielt von den rauchenden Schloten, von diesem vergeblichen Blick durch das Fenster zum Himmel; die rauchenden Schloten sind in den Träumen wie schwarze Bäume, wie ein schwarzer Wald. Und heute: Der Rauch ist weg, der Ruß ist weg, die Schornsteine sind verschwunden – eine heile Welt? Zum Schluß des Lieds macht sie wei-te Arembewegungen, flattert wie ein aufge-



scheuchtes Huhn über die Bühne. Einmal, als kleines Kind, es war Weihnachten, ist sie auf einen Stuhl gestiegen und hat *Stille Nacht, Heilige Nacht* gesungen – so beschreibt Jean-Jacques Schuhl ihren ersten »Auftritt«, diese Kinder-Szene.

Auf der Hütte in Burbach hatte einmal der Großvater gearbeitet; ältere Burbacher erinnern sich auch noch an den Vater Artur, den »Zigarren-Schmidt«.

Zur Schule geht sie in der Talstraße, ein weiter Schulweg. Klavierunterricht in der Bruchwiesenstraße bei den Brüdern Schmitt, Schülern von Walter Giesecking. Sie studiert Germanistik und Musikwissenschaft bei dem wendigen Joseph Müller-Blattau. Ihr Ziel: München, die Musikhochschule. Dort kommt sie an, Gesangsklasse Anneliese Kupper.

Und dann trifft sie auf Rainer Werner Fassbinder, das Antiteater, die »Familie« von Fassbinder: Peer Raben, Werner Schröter, Wolf Wondratschek, Peter Kern, Daniel Schmid. Sie fühlt sich selbst als Außenseiterin. Aus

Ingrid Schmidt wird Ingrid Caven. Sie spielt in Filmen von Fassbinder, in seinen Theaterstücken, sie organisiert, macht Produktionsleitung. Fassbinder und die Caven heiraten.

Eine neue Szene: 1974; die französische Filmkritik nennt *La Paloma* den besten Film des Jahres. Regisseur: Daniel Schmid, mit Peter Kern. Daniel Schmid aus Flims in Graubünden wird gefeiert als »Magier«. Eine Szene zwischen großer Oper und opulentem Kitsch: Die Caven und Peter Kern stehen auf dem Pilatus über Luzern, sie spielen ein Paar, ein Opernduett klingt auf, über dem Paar schwebt eine weibliche Gestalt: das Schicksal. Eine Film-Oper. Ein Star ist geboren: die Caven.

Daniel Schmid blickt zurück. Er sitzt im Foyer seines kleinen Hotels in Paris. Seine flüsternde Stimme klingt wie eine Beschwörung: »Eigentlich hat sie mich provoziert, meinen ersten Spielfilm zu machen.« Der Film trägt den Titel *Heute Nacht oder nie*.

»Irgendwie war die Ingrid«, so Daniel Schmid, »eine wunderbare Mischung aus Lebensfreude und gnadenloser Vernunft. Nach *Heute Nacht oder nie*, kam *La Paloma*, kam *Schatten der Engel*, später noch *Zwischensaison*. Ich habe die Ingrid, also ihr Gesicht, eigentlich immer als Projektionsfläche empfunden. Wie alle Stars hat sie die Qualität, die die Wichtigste ist, sie sind da – hat George Cukor gesagt –, sie sind da und präsent, ohne daß sie etwas machen...«

Frankfurt in den siebziger Jahren. Fassbinder dreht *Mutter Küsters Fahrt zum Himmel* mit Brigitte Mira, Gottfried John und der Caven. An der Kamera: Michael Ballhaus. Die Caven spielt eine dem Kleinbürgermilieu entkommene Barsängerin. Fassbinder schreibt zum ersten Mal Texte für sie, die gesungen werden sollen: *Die Straßen stinken*, *Freitag im Hotel*. Fassbinder hat jetzt Gefallen an solchen Texten, aus denen Peer Raben Songs macht; noch ein solcher Text: *Alles aus Leder*, und wieder hört man bei der Caven Töne zwischen Ironie und Peitschenknall.

Immer wieder die Frage nach Fassbinder! »Es war eine Liebesbeziehung. Es war eine ganz starke Liebesbeziehung.«

Dann spricht sie über den Roman von Jean-Jacques Schuhl: »Es ist überhaupt ein hervorragendes Porträt, das beste intime Porträt von Fassbinder ist in diesem Roman drin. Alle Situationen – das sage ich, weil viele das nicht glauben wollen oder ertragen – alle Situationen entsprechen der Wahrheit und stimmen.«

Paris, Frühjahr 1978: Daniel Schmid hat oben am Pigalle ein Lokal entdeckt, seit Jahrzehnten vergessen, schmuddelig, leprös, mit einem zweideutigen Charme: Au Pigall's. Hier hat die Caven ihren Durchbruch mit einem gesungenen Programm. Sie singt *Schwarzer Wald*, *Freitag im Hotel*. Im Programm *Amour sans miracle*, Text: Wondratschek. Sie liegt auf dem Flügel: *Ich habe geliebt und gelogen*; dann geht sie durch das Publikum, singt *Le vent – Der Wind hat mir ein Lied erzählt*, diesen bekannten Schmachtfetzen; sie singt es als »zelebriertes Zitat«, wie ein kluger Mann sagt. Das französische Publikum staunt, ist schaurig ergriffen; manche wissen nicht, wie sie diesen Texten und Liedern beikommen sollen. Ein Hauch von Extravaganz. Claude Martin, heute französischer Botschafter in Berlin, sieht und hört

diese Show, er erinnert sich an den Film *La Paloma*. Es war ein Schock, gesteht er später. »Dieser Auftritt im Pigall's enthielt schon alles, was Ingrid Caven bis heute für mich bedeutet: ihre Magie, ihre Geheimnisse zwischen Hell und Dunkel.«

Nach der Lektüre des Romans ergänzt Claude Martin: »Der Roman umschließt sie wie eine Skulptur, er stilisiert sie, er enthüllt manches. Er ist wie eine Montage von Szenen; und wie bei einer Filmmontage erfolgt der Schnitt, bevor man vom weiteren Verlauf der Handlung zuviel hätte erfahren können. Plötzlich fällt Licht auf eine Facette dieser Person, Ingrid, und vieles bleibt im Dunkeln.«

Von ihren Auftritten im Pigall's existiert eine Schallplatte. In München hört Hans Magnus Enzensberger diese Platte. Er fängt Feuer, wenn man das von Enzensberger so salopp sagen darf. Die Art, wie die Caven Texte vorträgt, inspiriert ihn: »Endlich...«, das klingt wie ein Ausruf.

Es ist an einem Nachmittag in einem Münchner Tonstudio. Enzensberger kommt zur Aufnahme. Es klingt wie ein lang unterdrückter Wunsch: »Ich habe nicht gewußt, für wen? Hier in Deutschland ist ja eine Wüste. Ich kannte nur die Stimme von der Ingrid. Durch sie bin ich auf diesen Ton gekommen. Und dann ist da noch die Musik von Peer Raben. Ich meine, solche Sachen zu schreiben, ist auch für mich etwas Neues, weil ich keine Lieder geschrieben habe, weil ich nicht wußte, für wen...«

Enzensberger schreibt für die Caven zehn Lieder: »Komm rein, Die Tür ist angelehnt. Nur zu! Kein Mensch zu sehn. Warum zögerst Du? Die Sonne zwingt sich durch die Jalousie...«

Peer Raben findet dazu die Musik, seine Musik! Elegant, er spielt zwischen kühl und mondän *Nachmittag eines Stars*: »Heute habe ich keine Lust, zu tingeln. Heute bleibe ich einfach liegen und lasse das Telefon klingeln und klingeln und klingeln...«

Ein glücklicher Nachmittag: Enzensberger, Raben, die Caven und der Tonmeister hören die Aufnahme ab. Man wünscht sich mehr von der Zusammenarbeit dieser drei. Wolf Wondratschek kommt dazu: »Du schmeißt Dich nicht rein und schwimmst mit dem Strom...« Die Caven ist nie um eine Antwort verlegen: »Ich spüre euch doch viel besser, wenn ich gegen den Strom schwimme...«

Noch einmal Fassbinder: Sein Theaterstück *Der Müll, die Stadt und der Tod* darf in Frankfurt nicht auf der Bühne gespielt werden. Daniel Schmid macht daraus einen Film: *Schatten der Engel*. Es wird ein Mysterien-Spiel: der reiche Jude, der Zuhälter, die heilige Hure und der Tod. Drehort Wien. Fassbinder spielt den Zuhälter Raoul; die Rolle des reichen Juden übernimmt Klaus Löwitsch. Kamera Roberto Berta, der Lieblings-Kameramann des Regisseurs Daniel Schmid. Eine Schlüssel-Szene: Die schwarze Limousine fährt in der Abenddämmerung langsam die Straße in einem Vortort entlang.

Man liest es wie eine Regieanweisung aus dem Drehbuch, aber es ist auch eine Szene aus dem Roman von Jean-Jacques Schuhl. Auf dem Rücksitz der schwarzen Limousine die Caven und Klaus Löwitsch. Der Dialog zwischen den beiden klingt fast sachlich, aber es geht um den Tod:

»Wir haben nie Musik gehört zusammen.«

»Musik hätte uns täuschen können.«

»Und wer hätte schon das Bedürfnis, getäuscht zu werden?«

»Wir alle«, sagt sie – ihre Stimme ist wie abwesend, etwas belegt...

»Mit Illusionen kenne ich mich aus: Wir brauchen die Lieder, die von Liebe singen...«

Der Roman beschreibt die Höreindrücke: »Man hört im Film eine elektronische Musik, die die Walzer eines mechanischen Klaviers nachahmt, eine ferne, leichte Tingeltangelmelodie...«

»Ich will sterben...«

Jean-Jacques Schuhl kennt die Filme der Caven. Für ihn geben solche Film-Szenen oft den Auftakt zu seinen Geschichten, zu seinen Roman-Szenen.

Als dieser Roman erscheint, fragt sich Hans Magnus Enzensberger: Wie ist es möglich, einen Roman über jemand zu schreiben, dem man so nahe steht?

»Es gibt Beschreibungen, die so genau sind, daß man fast manchmal an eine Reportage denken kann. Nur...«, das sagt Enzensberger vor Publikum. »Nur, ich möchte insistieren auf der starken Autonomie dieses Textes. Man muß das Buch lesen, dann merkt man, daß es ein autonomes Kunstwerk ist. Das ist so toll kombiniert, komponiert; das ist eine musikalische Suite, könnte man vielleicht sagen.« En-

zensberger hebt den Wechsel der Szenen hervor, den Wechsel der Erzähl-Rhythmen.

Auch in Paris ist das Buch eine Überraschung; so für den Freund Bernard-Henri Lévy: »In all den Jahren, die er daran arbeitete, waren wir oft zusammen. Man sah sich abends; man war bei gemeinsamen Freunden eingeladen. Er tat eleganterweise so, als sei nichts. Man fuhr zusammen in Ferien; man traf sich in Bistrotts; er erkundigte sich nach meinen neuesten Arbeiten. In Wirklichkeit...« – oder soll man sagen: insgeheim? – »lebte er diese einzigartige Erfahrung aus, sich in die Frau, die er liebte, hineinzusetzen, dieses Leben noch einmal in sich selbst abspielen zu lassen. Er hätte auch sagen können: ich bin nichts anderes als der Autor von Ingrid Caven.«

Jean-Jacques Schuhl ist ein scheuer Autor. Er geht nicht aus sich heraus mit Geständnissen. Er hört zu, beobachtet, nimmt in sich auf. Man muß ihm seine »Geständnisse« entlocken: »Ich schreibe nicht, um mein Inneres vorzuzeigen, ich plündere nicht meinen inneren Vorrat. Ich will keine autobiographische Fiktion oder Kindheitserinnerungen in Romanform. Ich habe eine ausgeprägte journalistische Ader. Meine Nervenzellen müssen angeregt werden, aber nicht unbedingt vom sogenannten Zeitgeist.«

Er gibt in seinem Roman nicht den allwissenden Erzähler: ich Jean-Jacques weiß alles über die Caven. Er benutzt eine Maske; er führt einen Erzähler namens Charles sein – Charles, wie Charles Baudelaire, sagt der Autor Philippe Sollers. Zugegeben, ein literarischer Trick, ein Stilmittel, eine Literarisierung von Realität, von Autobiographischem.

Jean-Jacques Schuhl liebt das Spiel mit Masken. Es ist für ihn weniger ein Versteckspiel, sondern er denkt an die Maske, an die stumme Arbeit eines Maskenbildners vor einem Auftritt, vor der Szene auf der Bühne.

»Die guten Szenen in der Maske – wie die zwischen Ingrid und ihrem Maskenbildner Ronaldo – spielen sich in der Stille ab, mit einem Einverständnis zwischen den beiden, einer Art Kumpanei. Für mich eine Hexerei. Maske kann verbergen oder enthüllen; und dieses Doppelspiel, dieser doppelte Sinn des Wortes »Maske« interessiert mich. Ich spiele mit diesem Begriff. Er ist eine Metapher für meine eigene Arbeit als Schriftsteller.«

Der Maskenbildner Ronaldo sagt zu Ingrid: alles ist schon da, man muß nur noch etwas

nachhelfen. Ihr eigener Gesichtsausdruck ist bereits da, ihr Charakter. Er arbeitet mit kleineren Retuschen.

»Meine Arbeit als Schriftsteller ist vergleichbar mit der Arbeit des Maskenbildners; ich arbeite mit Retuschen, mit Montagen. Es gibt Künstler, wie der Deutsche Schwitters, der mit Fundstücken arbeitet. In diesem Sinn bin ich nicht der ›Createur‹. Ich vergleiche meine Arbeit als Schriftsteller mit der des Couturiers Yves Saint-Laurent, der für Ingrid das Kleid zuschneidet. Ich bin also eine Art Maskenbildner und Couturier. Wenn Flaubert gesagt hat: Madame Bovary, das bin ich, so könnte ich sagen: ich bin der Yves Saint-Laurent und der Maskenbildner Ronaldo meines Romans.«

Als Schuhl so seine Rolle als Schriftsteller umschreibt, zieht ein leichtes Lächeln über sein Gesicht. Schön klingt sein Geständnis, seine Zurücknahme, sein eigenes Maskenspiel.

Und die Masken der Caven? Ihre Spielhaltung, ihre Rollen, ihr Umgang mit den Texten, ihr Spiel mit den Texten, ihr Spiel mit der Musik, ihre Stimmungsskala, die jähren Wechsel. Was reizt sie, dieses *Ave Maria* von Bach/Gounod, diese tausendfach malträtierete Sakralschnulze in ihrem Programm zu bringen? Philipp Sollers, der Autor und literarische Meinungsmacher, selbst ein genialer Maskenspieler, kommt ins Erzählen, er lebt nach, er spielt vor: »Die Caven ist ein Clown, ein wunderbarer Akrobat auf der Bühne. Sie lacht, und plötzlich gibt sie sich tragisch, aber das Tragische ist falsch. Sie ist eine große Heuchlerin. Sie ist eine komplizierte Frau. Nichts nimmt sie ernst; alles erscheint schwer, tiefsinnig, und plötzlich explodiert sie mit Lachen.«

Die Szene mit dem *Ave Maria* bleibt in Erinnerung: Sie fängt an wie eine brave Tochter; ihr schwarzes Kleid gibt ihr etwas Salonhaftes. Sie intoniert etwas scharf, die Ironie ist nicht zu überhören, man hört auch eine gewisse Distanz (bei aller gespielten Frömmigkeit). Sie steigert den Ausdruck ins Empfindsame wie eine Heroine. Dann, in der Emotion, greift sie sich den Mikrofonständer samt dem Mikrofon so, als seien es verehrungswürdige Gegenstände, dann hält sie sie schräg, weist sie von sich ab, die Stimme wird lauter. Man fragt sich: will sie diese Objekte malträtieren? Der Tonfall wird aggressiv. Singt hier eine schwarze Hexe? Keine Spur mehr vom bekannten süß-sauren Kitsch oder von Andacht. Wieder hört man mit Freude Philippe Sollers: »Sie kann die

Heilige spielen; sie kann die Prostituierte geben; sie kann plötzlich in ein Lachen ausbrechen wie eine Hexe und das alles am besten gleichzeitig.«

Im Rückblick: Mitte der siebziger Jahre; Beginn einer neuen, selbstgewählten Karriere. Sie geht von München nach Paris. Man wird auf sie aufmerksam. Jean-Jacques Schuhl: »Sie trat für uns auf als eine Art von Medium, eine Verkörperung von Liedern, von Filmen. Sie verkörperte für uns ein Stück deutscher Geschichte. Für mich, einen Franzosen, der das Kino liebt und die Literatur, sie brachte uns etwas mit von dem Deutschland, das wir lieben: die Märchen der Brüder Grimm oder von E. T. A. Hoffmann.«

Sie findet die Aufmerksamkeit von Pierre Bergé, diesem Vertrauten Mitterrands und ersten Direktor der Opéra Bastille. Er stellte den Kontakt her zu Yves Saint-Laurent: »Sie verstehen sich, beide verstehen ihre Zeit.«

Man muß sich Pierre Bergé im prunkvollen Sessel sitzend vorstellen, im Hintergrund die Spiegel eines Vorfürhsalons von Yves Saint-Laurent. Seine Sätze klingen wie Definitionen: »Ein kreativer Mensch muß, meiner Meinung nach, zwei Dingen mißtrauen: der Vergangenheit und der Zukunft. Die Nostalgie ist die schlimmste von allen Haltungen; und auf die Zukunft zu bauen, ist gefährlich, wir kennen



sie nicht. Jede wahre Kreation ist ein Teil der unmittelbaren Realität – Dasein in der eigenen Zeit, der eigenen Epoche. Das war wunderbar bei Yves Saint-Laurent. Und mit Ingrid ist es genauso; sie ist eine Frau ihrer Zeit.«

Erklärt diese Kreativität schon ihre Akzeptanz in Paris? Philippe Sollers: »Die Art, wie die Caven auftritt, kommt unserem französischen Esprit entgegen. Nicht zufällig hat Yves Saint-Laurent das sofort verstanden, als er für sie dieses schwarze Kleid kreierte, das auch Schuh in seinem Roman beschreibt (und daraus ihr Zeichen, ihre Metapher macht). Es ist die Geste, diese Reaktion des Couturiers und die des Schriftstellers. Beide sind Franzosen. Sie sahen den Auftritt dieser Deutschen, sie sahen ihren Sinn für das Abgründige, das Schwarze und zugleich ihren Sinn für Komik, für die Mischung von Tragik und Komik. Ich glaube, genau diese Mischung kommt bei Franzosen gut an.«

Eine neue Szene: Bonn. Ulrike Ottinger inszeniert eine musikalische Version von *Effie Briest* nach Fontane und Fassbinder. Sie will die Caven als Kontrast zur »preußischen« Geschichte. Die Caven hat Solo-Nummern, singt *Parlez moi d'amour*.

»Was bei anderen kitschig wäre«, begründet Ulrike Ottinger ihre Besetzung, »klingt bei ihr brüchig und auch berührend. Sie geht an die Grenze; sie geht immer scharf am Abgrund und sie balanciert meisterhaft auf dieser Linie. Das ist für einen Regisseur ja ein Geschenk. Man muß natürlich das auch wollen.«

Und die Caven über ihre »Brüchigkeit«, über die Wechsel in ihren Programmen, die Wechsel zwischen den Stilebenen eines Fassbinder, Enzensberger, einem Brahms oder dem *Ave Maria*: »Ich habe keine Angst vor Stilmischungen. Ich denke, daß die Sachen, wenn sie gut gemacht sind, und mit Intensität erlebt werden, und gut geformt sind, daß sie nicht nur miteinander auskommen können, diese verschiedenen Formen, sondern daß sie gegenseitig sogar inspirieren. Es gibt in meinen Shows nicht eine bestimmte Atmosphäre, die dann durchgezogen wird wie ein Kaugummi.«

Inzwischen ist der Pianist Jay Gottlieb ihr Begleiter bei ihren Solo-Abenden. So wie die Caven mit ihrem Notentext spielt, so kann auch Jay Gottlieb mit dem vorgegebenen Noten-

text spielen; er kann improvisieren, in den Text hineinsteigen, ihn pianistisch pointieren. Er ist »Herr der Musik«, nicht der übliche Begleiter. So entsteht ein Dialog zwischen der Stimme der Sängerin und dem Klavier. Sie will nicht auf der Bühne »nur schöne Töne von sich geben«; sie macht aus den Liedern Theater. Jay Gottlieb kann darauf eingehen.

»Der Ton ist oft fast wichtiger als die noch so hübschen Noten. Die Noten sind zweitrangig. Was zählt, ist der Ton. Und sie denkt genauso. Sie setzt ihre Stimme wie ein Instrument ein, nicht nur wie eine Stimme, die gefallen will. Sie arbeitet mit ihrer Stimme, um einen bestimmten Klang, einen bestimmten Ausdruck zu erreichen. Für mich als Pianist, als Instrumentalist, als Musiker, ist das ideal. Wir arbeiten gemeinsam. Wir sind auf der Suche nach einem gemeinsamen Klang.«

Auf der anderen Seite des Rheins schätzt man eine andere Mischung; kann diese »Pariser Mischung« befremden, provozieren? Soll sie das nicht auch? – Ein Jahr nach dem Prix Goncourt erscheint der Roman in der deutschen Übersetzung. Eine Vorstellungstour nach Berlin, Hamburg, München. In Berlin im Haus des Literarischen Kolloquiums kommt Klaus Löwitsch dazu. Er liest einige Passagen aus dem Roman; unter den Zuhörern sitzt Horst Buchholz. In München kommt Hans Magnus Enzensberger mit auf das Podium (er wird dem Roman seinen literarischen Rang bestätigen). Wieder liest Klaus Löwitsch aus der Übersetzung; auch das Kapitel mit der Überschrift *Verfluchte Nacht*: Das Paar Caven/Charles sieht sich ein Video an, es ist der Film *Schatten der Engel*. Die Caven sitzt mit dem Filmpartner Klaus Löwitsch im Auto. Ein hochfeierlich stilisierter Dialog:

»Wir haben nie Musik gehört zusammen.«

»...Musik hätte uns täuschen können.«

»Und wer hätte schon das Bedürfnis, getäuscht zu werden?«

»Wir alle.«

»...Mit Illusionen kenne ich mich aus: Wir brauchen die Lieder, die von Liebe singen.«

Dann sitzen Charles und die Caven sich gegenüber, sie reden, sie diskutieren; die Stimmung wird gereizt. Auch der Vorleser, Klaus Löwitsch, zeichnet die sich steigernde Situation nach. Satzketzen, Fragen, Vorwürfe: Du hörst mir nicht zu! Du läßt mich nicht ausreden! Es ist die aggressive Situation zwischen einem Mann und einer Frau; im Unterbewußt-

sein spielen ihre Gegensätze mit, kulturelle Unterschiede, aufgestaute Aggressionen, die Aggressivität der Caven, die Empfindlichkeit von Charles. (Der sei ein jüdischer Hugenotte, sagt sein Autor). Der Eklat: sie zieht mit einem Ruck das Tischtuch weg; das Geschirr (was für ein Trick!) bleibt stehen. Charles geht durch die nächtlichen Straßen von Montparnasse. »Das hat etwas Magisches und zugleich rasend Komisches«, fällt Philippe Sollers ein.

Nach einiger Zeit kehrt Charles in die Wohnung zurück; die Tür steht noch offen. Sie sitzt wie versteinert am Tisch, sagt tonlos: »Rainer ist tot.«

Charles, nein, diesmal ist es Jean-Jacques, möchte noch einen anderen, ihm bedeutenden Ort aufsuchen: ein Hotel, eine Hotel-Halle. Stilvoller Luxus. Der Kellner sagt, gegenüber habe Marlene Dietrich gelebt, sei manchmal zum Tee gekommen. Für Jean-Jacques eine Zwischenzeit, zwischen Privatatmosphäre und Öffentlichkeit, eine Durchgangspassage...

»Vergleichbar meinem Roman *Ingrid Caven*, auf der Grenze zwischen Fiktion und Realität. Es ist ein Zwischenbereich, in dem ich mich gerne bewege, auch beim Schreiben.«

Soll man noch an Titel erinnern in ihren Programmen, die in Hotels spielen? *Zimmer 1050*, *Freitag im Hotel*, bis zurück auf jenen *Tod in New York*.

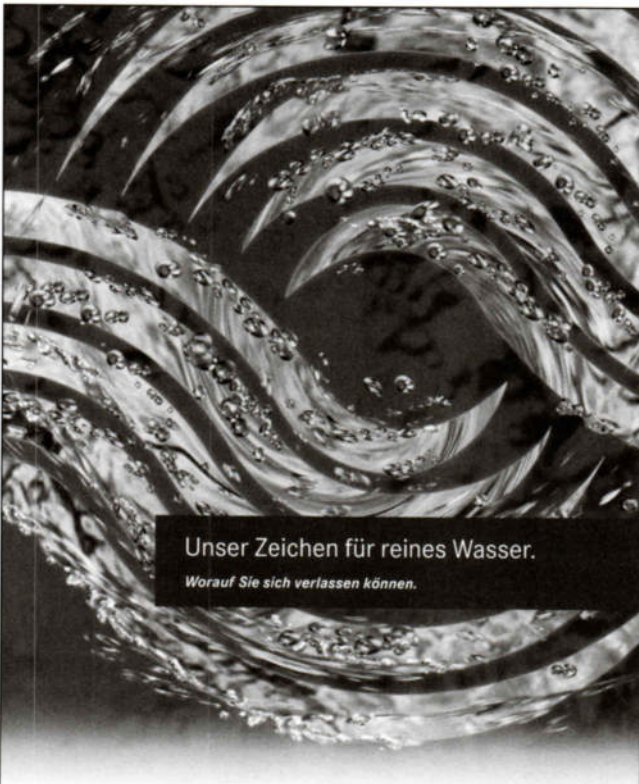
Berlin, Herbst 2002, ein Jahr nach dem Prix Goncourt. Empfang in der Residenz des französischen Botschafters Claude Martin. Er ernennt die Caven im Namen der Französischen Republik zum Chevalier des Arts. Dann erzählt er, wie er diese Karriere mit Aufmerksamkeit, mit Spannung verfolgt seit *La Paloma*, seit dem Abend in Au Pigall's.

Jahre vergehen. Jahre des Abschieds. Es gibt keine Wiedersehen, keine gegenseitige »Hilfe«, Ermunterungen, Ratschläge, so wie es zwischen Freunden, Partnern, den Schwestern natürlich war. Sie hat Mut. Sie bleibt nicht stehen, sucht Neues. Neue Texte, neue Musik, neue Formen.

Sie stellt ihr neues Programm in Paris, Berlin, Genf vor.

Rückkehr zu ihrer Geschichte, zum Roman: Der Erzähler Charles erinnert – pardon: der Autor Jean-Jacques Schuhl schreibt. Und wieder ist es die Stimme von Klaus Löwitsch, der dieses letzte Kapitel des Romans liest: Das Konzert ist zu Ende: »Das alles war sehr kurz gewesen, aber es war getan. Die Geschichte, ihre und unsere, wird ausgelöscht, sie weicht dieser ephemeren Spur auf der Bühne, die unter den Pinselstrichen der Lichter, dem Zauber der Wörter, im Banne der Musik Leben annimmt.«

Wer ihre Auftritte kennt, wer sie verfolgt hat im Lauf der Jahre, liest diese letzten Sätze und sieht die Szene vor sich: Wie sie nach dem letzten Lied grüßt, sich verneigt gegen das Publikum, gegen die Musiker: Sie dankt, »ihre Hand öffnet sich auf das, was um sie ist, rings um sie, auch die Leere; sie schien zu sagen: Et voilà!«



Unser Zeichen für reines Wasser.
Worauf Sie sich verlassen können.

 **Die Saarbrücker Stadtwerke.**
Ein Unternehmen der Landeshauptstadt Saarbrücken und der VVS-Gruppe



Über die Grenze – nach Sarreguemines

Von Georg Bense

*Am bellichten Tag mitten auf der Straße
hab ich die Grenze
gefunden.
Was hatte die dort verloren?*

Alfred Gulden, Dichter und Wanderer zwischen großen und kleinen Welten, kennt sich mit Grenzen aus. Wer im Saarland lebt, weiß um die Grenzenlosigkeit der Grenzen, das Hin und Her, das Hüben und das Drüben. Immer noch findet man die Grenze mitten auf der Straße, auch zwischen Saarbrücken und Sarreguemines, nach kurzer Fahrt durch Dörfer die Kleinblittersdorf und Rilchingen-Hanweiler heißen. Nach einer scharfen Linkskurve, liegt die Grenze plötzlich da.

Nachts, wenn alle Katzen grau sind, erscheint sie farblos und alleingelassen im Licht der Straßenlampen. Trikolore und Europas Sternenbanner sind eingeholt. Ehemalige Zollhäuser, tagsüber Shops und Warenlager, haben die Läden heruntergelassen, »Kebab Bosphorus 2« hat seine drehenden Spieße für die Nacht stillgelegt. Beamte sind keine da, es gibt nichts mehr zu kontrollieren. Europa ist zusammengewachsen, Länder und Menschen verschmelzen mehr und mehr. So ist die Grenze keine Grenze mehr, sondern ein Museum. Ein »imaginäres Museum«, wie André Malraux es sah.

Am Tag ist die Grenze bunt, voll Leben. Menschen und Autos wechseln durch das Nadelöhr der Bliesbrücke von Deutschland nach Frankreich. Und zurück. Die Katzen der Nacht ruhen jetzt unter Büschen oder auf Fensterbänken und haben den Kreisverkehr auf der Place Robert Schuman fest im Blick. Von Land zu Land, ein paar Schritte, eine Autosekunde, eine Umdrehung der Fahrradpedale. Paris und Berlin sind weit weg. Der Grenzverkehr hat hier ein eigenes Flair, pflegt eine spezielle Art von Internationalität in der Abgeschlossenheit der nachbarlich orientierten Zweiländerprovinz. In den fernen Metropolen spielen die Saar, einst Schicksalsfluß genannt,

und die Städte und Dörfer an ihren Ufern, keine große Rolle. So ist Sarreguemines im Westen und Saargemünd im Osten eine kleine, bescheidene Unbekannte, die der Reisende meist nur auf der Durchfahrt wahrnimmt, dann, wenn er sich an den Schildern »Toutes Directions« orientiert und bereits die nahe Autobahn oder Route Nationale im Kopf hat.

Daniel, der Fahrradhändler aus Sarreguemines, hat das oft beklagt. Wenn er in seiner kleinen Werkstatt mit Gangschaltungen, verrosteten Speichen, gerissenen Ketten oder verbogenen Pedalen beschäftigt war, hatte er oft das Bild von den zwei Stühlen vor Augen, zwischen denen die Lothringer, die Einheimischen von Sarreguemines seiner Meinung nach ganz besonders lange saßen. »So rischdisch dehëmm binn mer nirjens gewënn«, sagte er zuweilen, wenn ich ihn besuchte. Und er erzählte von den vielen, die einst Stadt und Land verlassen haben. Zitierte ein Lied, das er mal gehört hat: *Driwwe, im Kohlegebiet, in Merlebach, dō isch e Wirtschaft, do...* Den Text? Kannte er ihn noch? »Wir verkaufen Land und Häuser für ein ganz geringes Geld, um auszuwandern in einen anderen Teil der Welt.« Damals, es war gegen Ende des 20. Jahrhunderts, hatte die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* einen Wanderungsverlust von rund 130 000 Lothringern pro Jahr recherchiert. Auch Daniel hat Geschäft und Werkstatt seit einiger Zeit geschlossen. Weggehen. Nicht für immer. »Isch géh üff Stròßsbursch in Pension.« Da wo einst Fahrräder wie Würste an Haken von der Decke hingen, werden Produkte aus dem Reich der Düfte gestapelt. Cremes, Seifen, Parfüms. Auf Fotos im Schaufenster werben dann nicht mehr Jacques Anquetil oder Eddy Merckx für Räder und Reifen. Hübsche Mädchengesichter werden unter blonden Haarsträhnen ihre Augen auf potentielle Kunden richten. Schaufenster ändern sich, Häuser und Straßen. Die Gassen dazwischen. Und damit auch die Stadt. »De Schdadt ùn de Liet, mir hònn ùns schünn viel verännert, awwer nitt



Architektur der Gründerzeit in Sarreguemines

zum Schlèschde. Isch mënn emòl.« Ein Hauch von Chic hat sich in den letzten Jahren über Sarreguemines gelegt. Kleider und Schuhgeschäfte zeigen, was gerade in Paris à la mode ist, während die Jugend mehr dem Globalismus von T-Shirt und Schlabberhose huldigt. Marrons glacé, Jahre gelagerter Calvados, Foie gras – wie in Paris. Und auch die Zuschauer-schlangen vor dem Kinozentrum am Samstagabend vermitteln einen Hauch von Kinoflair der Metropole. Doch für alles das, für Mode, für Chic hatte Daniel keinen Sinn. »Was das òngéht«, hat er gesagt, »binn mir nix Besùnners«. Die Geschichte, die Vergangenheit seiner Stadt, die war für ihn etwas Besonderes. Meist geriet er ins Schwärmen, ins Erzählen, egal wo wir gerade Kaffee tranken, er die unvermeidliche Gauloise, »ma cibiche«, zwischen den Fingern. Was das Rauchen anging, wenn es um Ruhm und Geschichte ging, da war er ganz Franzose.

Von den Römern angelegt, von den Merowingern ausgebaut, schon im 8. Jahrhundert hieß der Ort am Zusammenfluß von Saar und Blies Gemundia. Im Lauf der Zeit hatten hier die Herzöge von Lothringen, Kaiser und Könige von Frankreich das Sagen. Die Deutschen kamen, dann wieder die Franzosen. Das Ganze wiederholte sich, bis endlich alles entschieden war: Pont de l'Europe heißt eine der vier

Brücken, die in Sarreguemines über die Saar führen. Über ihr bauscht sich die blaue Fahne mit den goldenen Sternen. Nicht nur hier, in der kleinen Grenzstadt zwischen ehemaligen Erbfeinden, weht sie für eine neue Zeit.

Neue Zeit. Alte Zeit. Große Zeit. Verteilt über die Stadt. Man kann sie abgehen, kann sie durchwandern und mit ihr, wenn auch nur für Momente, eins werden. Zurückgehen ins 19. Jahrhundert, als die Fayencerie der Stadt in ganz Europa einen großen Namen hatte und berühmte Künstler, wie Théophile Steinlen die Dekors ihrer Keramik entwarfen. Es war weniger die Qualität der nahen Tongruben, welche die Entwicklung der keramischen Industrie von Sarreguemines begünstigte, als die beiden Flüsse Saar und Blies, die sich vor ihren Toren vereinigen und auf denen man das zum Brennen der Keramik notwendige Holz heranschaffen konnte. Unter diesen Voraussetzungen hatte 1790, während in Paris die Revolution ihre neuen Ideale proklamierte, der Straßburger Kaufmann Jacobi mit seinen Brüdern die erste Fayencerie der Stadt gegründet. »Diss isch de Ònfòng gewènn«, begeisterte sich Daniel. »De Ònfòng vòn ùnsrer großer Zitt«.

In Sarreguemines, wo die Bewohner über Jahrhunderte ein mehr oder weniger beschauliches Grenzstadtleben geführt hatten, änderte

sich damals schlagartig die Zeit. Die ständig wachsende Bedeutung der Manufaktur brachte der Stadt Ruhm und Ansehen, Wohlstand. Doch so richtig in Schwung kam die Produktion erst Anfang des 19. Jahrhunderts unter dem aus Bayern gebürtigen Paul Utzschneider, der die Warenpalette ständig erweiterte und die neuesten Techniken, vor allem aus England, nach Sarreguemines holte.

»Mach mir noch e Taas Kaffé«, bestellte Daniel und fuhr fort: »Jòhre nòhèr hònn mir noch emòl e Sprùng nòh vòrne gemach.« Das war unter Alexandre de Geiger, einem Schwiegersohn der Utzschneiders. Er baute Zweigwerke in Vitry-le-François und Digoïn. 30 000 Menschen arbeiteten damals für die Fayencerie. Verteilt über die Stadt standen dreißig Brennöfen, luftgeschützt in neun Meter hohen Backsteinhüllen. Daniel: »'S isch nümme èèner iwrisch geblibb, dèr wù nève de Mairie isch.« Hinter dem großen Parkplatz am Rathaus, ein paar Meter vom Saarufer entfernt, beim Rundgang auf dem ausgeschilderten Circuit de la Fayencerie kommt der Besucher an dem einzigen noch erhaltenen, steinernen Koloß vorbei, einem Hochbunker aus Kriegszeit ähnlich, oder einem gewaltigen Bienenkorb.



Die Fayencerie von Sarreguemines, Dekoratelier um 1921

Zerbrechliche Pracht! Keramische Schönheit! Das Musée régional zeigt die großen Jahre. Sein pompöser Reichtum trifft den Besucher unerwartet. Die Rue Raymond Poincaré ist eine gesichtslose Straße und das Museum würde man nicht als Museum erkennen, wäre es nicht angeschrieben. Auch Eingang und Rezeption lassen nichts Außergewöhnliches vermuten. Eines der vielen, üblichen Provinzmuseen Frankreichs, denkt man und irrt gewaltig. Die Treppe hinauf und die Bewunderung schlägt Kapriolen: Ein Wintergarten, ein Salon, ein Highlight der Fayencekunst. Wände und Böden ein farbenprächtiges Keramikensemble. Plättchen an Plättchen, bunt und phantasievoll zu zauberhaften Bildern zusammengesetzt. Da strecken sich Äste, blühen Blumen, ranken Girlanden. Ein Pfau schaut, sich seiner Schönheit bewußt, in die Runde. Da stochern Störche im Gras – »Diss sinn doch Reiher«, findet Daniel – fette Keramikkarpen lösen sich vom Untergrund, schwimmen mit wuchtigem Schwanzschlag in den Raum. Nymphen wechseln mit Stadtansichten. Blumen und Pflanzenmotive deuten das Aufkommen der Art Nouveau an. Höhepunkt der bunten Fayencephantasien, ist ein monumentaler Keramikbrunnen, den Paul de Geiger zusammen mit dem übrigen Salon 1880 gestalten ließ. Heute ist der Wintergarten – Daniel: »Das isch de Salon gewënn.« – im ehemaligen Haus des Keramikbarons das Aushängeschild des Museums und eine der schönsten Fayencesammlungen Europas, – »nèè, vòn de gònz Wèlt«, verbessert Daniel.

Die de Geigers regierten ihr Fayence-Imperium als Patriarchat. Alle Gewalt ging vom »Herrn« aus. So ließ Paul de Geiger am Ufer der Saar einen Pavillon errichten, den er La Réunion nannte und der als »Kantine« gedacht war, um die Belegschaft nach zwölf Stunden Arbeit von den »sündigen« Cafés der Stadt fernzuhalten. Vom heutigen Casino war es dann nicht weit nach Hause – nur ein paar Minuten entfernt liegen die Häuser der »Cité des Faïenceries«, der Arbeitersiedlung, an fünf parallel verlaufenden Straßen, die Avenuen I bis V. »Dò isch nix gewënn mét Fraue ùn so...«, vermutet Daniel. Ob oder ob nicht – in diesem Fall wußte er nichts Genaues zu erzählen.

Kneipen, Bistros, Cafés sind längst kein Tabu mehr. Die Vernunft hat über die Raucher ge-

siegt und auch Daniel läßt La Cibiche in der Tasche – griffbereit. So ganz genau genommen werden die neuen Regeln nicht überall. Ein, zwei Mal pro Woche, wenn Daniel den Geruch von Kettenfett und Fahrradöl leid war, schloß er Geschäft und Werkstatt, ging die Straße hinunter, wandte sich ein paar Schritte später nach links in die Rue de la Chapelle, folgte ihr bis zur Rue Raymond Poincaré, die er kurz hinter der Banque de France nach links verließ und wo er nach ein paar Minuten die Brasserie de la Mairie, neben dem Office de Tourisme, gegenüber dem Rathaus, betrat. Bei den Skatspielern am reservierten Tisch dominierte die Mundart. »Mir redde Platt«, hieß es hier, so wie auf den Plakaten zum jährlichen Mundartfestival und »unseri Sprööch isch e Schnawelsprööch«. Es ging und geht immer noch, durcheinander, mal Platt, mal französisch. »Schnawelsprööch« – reden wie einem der Schnabel gewachsen ist. Noch heute vermitteln Mundart und Architektur Eindrücke aus einer Zeit, als das »Reich« die preußische Hand fest auf die Stadt gelegt hatte und an der Place de la République, damals Kreuzstraße, das Kaiserliche Landgericht im Namen Wilhelms II. über Recht und Unrecht entschied, was bis heute eine tief in Stein gehauene Inschrift über dem Portal des roten Gebäudes am Anfang (oder Ende) der Fußgängerzone bezeugt. Die Gesetze der Republik werden ein paar Straßen weiter im monumentalen Palais de Justice angewandt, einem Gebäude, das unverkennbar die Ästhetik preußischer Monumentalarchitektur zeigt. Der klassizistische anmutende Justizpalast, 1905 gebaut, ist das letzte, offiziell errichtete Gebäude aus preußischer Zeit.

Das Hin und Her der Grenzgeschichte hat in Sarreguemines Spuren hinterlassen. Dort wo die Rue du Maréchal Foch auf die Saar trifft, kommt die Rue Jacques Roth von links. Mit ihr ehrt man den ersten republikanischen Bürgermeister der Stadt. Eine Straße mit Fassaden wie auf alten Postkarten – ein Blick – für einen kurzen Augenblick denkt man an Straßen in Berlin oder Köln um die Jahrhundertwende. An alte Postkarten. Preußisch gefärbte Momentaufnahmen bietet auch der Bahnhof, der, kleiner geraten, an den imperialen Bahnhofstil von Metz, Straßburg oder Colmar erinnert.

Und mehr noch, rund um Saarguemines verrosteten die gepanzerten Kuppeln der Magi-



Dekorfliesen »Der Pfau« aus der Fayencerie von Sarreguemines, um 1880

notlinie. Verstecken sich französische Bunker unter Grasbuckeln, zugemauert und in der Landschaft vergessen. Auch sie gehören zur Geschichte des Städtchens, das immer als eines der Tore zu Lothringen galt und gilt, egal ob man mit Saarbahn oder Schiff, auf oder am Fluß entlang von Saarbrücken die Saar heraufkommt.

Dann erlebt man, an schönen Tagen, die Saar gehüllt in Sonnenuntergang. Seltene, kurze Augenblicke. Rote Momente, die Geheimnisse versprechen, Geschichten, die niemand mehr erzählt und die doch irgendwie noch in der Luft vor der Stadt liegen. Dann kann man dem Kanal an ihrer Seite folgen: Parallel zum Fluß, weiter saaraufwärts bis Remeltingen, nach Zettingen, wo Saint Marcel, die romanische Kirche mit dem Hochchor, über die Dächer ragt, und weiter nach Wintringen, wo der Patron vom »Victoria« auch Saarländisches auf der Speisekarte hat. Den Kanal hält es nur auf ein paar hundert Meter im Ort, dann führt er weiter, nach Straßburg, nach Paris, nach Marseille. Doch da hat er die Saar, die von den

Vogesen herunterkommt, längst hinter sich gelassen und ist von der kleinen in die große, weite Welt gewechselt. Saar-Kohle-Kanal heißt er dann auch nicht mehr.

Ganz andere Eindrücke warten, wendet man sich an der Place Robert Schuman hart nach links und fährt die Blies hinauf, mitten hinein in die Vor- und Frühgeschichte der Region, wo sich zwischen Bliesbruck und Reinheim Archäologen entlang der Grenze durch keltisch-römische Geschichte graben und ihre Funde stolz in kleinen Museen und Ausstellungen präsentieren. Da forscht Lothringen in enger Partnerschaft mit dem saarländischen Nachbarn nach gemeinsamen Wurzeln.

»La Lorraine c'est fini!«, hieß es vor Jahren. »Défendons la Lorraine«, sagten die Regionalpolitiker und setzten auf Wandel. »Wönnel bringt Dod«, sagte Daniel »awwer aa nées Lèewe«. Das neue Leben nach dem Wandel hat Sarreguemines fest im Griff. Im Zentrum zwischen Fußgängerzone und Saarufer regieren die Baumaschinen. Wo vor Jahren ein Kaufhaus erfolglos ums Überleben kämpfte, entsteht Le Carré Louvain, ein Glas und Stahlkomplex mit Einkaufszentrum, Mediathek und Wohneinheiten, schräg gegenüber dem Port de Plaisance, dem kleinen Hafen, wo am Abend die Flußtouristen ihre Boote festmachen. Einen herrlichen Blick wird man von dort oben haben. Kleine weiße Schiffchen, eines hinter dem anderen, bestimmen das Bild der Uferpromenade. Da liegt vielleicht die Contessa Winzina oder die Cyrano de Bergerac vor Anker, die Albatros aus Dillingen trifft sich mit der Liberté aus Paris, während der Hafenmeister auf der Pauline residiert und alle Schiffchen im Auge hat. Im Rahmen des Dienststundenplans. Davor und danach? Auf einer kleinen Tafel steht eine Telefonnummer. Nur ganz selten kommt noch ein Lastkahn vorbei, eine der langsam vor sich hintuckern den Pénichen, und auch die Schifffahrtsbörse, wo die Frachten verteilt wurden, ist schon eine Ewigkeit geschlossen.

Am 13. Juli wird's hektisch an den Sarregueminer Ufern. Am Vorabend des Nationalfeiertags, an dem Frankreich seiner großen Revolution gedenkt, läuft das Städtchen zur Hochform auf. Alljährlich dem Neuen, dem Anderen, dem Innovativen verpflichtet, kommt eine gute Portion Welt in Form von Ideen



Der Port de Plaisance von Sarreguemines

nach Sarreguemines. Ob 100 Jahre Kinogeschichte oder 500 Jahre Mozart, Sarreguemines kommentiert, setzt um, macht eine Show an den Ufern der Saar, quer durch die Stadt. Dann rückt Europa näher als sonst, dann bilden Saarländer und Lothringer ein unentwirrbares Menschen- und Sprachenknäuel, links und rechts des Pont des Alliés, der Brücke der Alliierten, die Robert Schuman, einer der Väter Europas, im Dezember 1950 nach Zerstörung und Wiederaufbau eingeweiht hat. An solchen Abenden staut sich der Verkehr. Parkplätze sind »aus«, und auf Gleis 1 des Bahnhofs entläßt die Saarbahn aus Saarbücken jede Menge Besucher. »Toutes Directions« bedeutet dann Flußufer und Hafen. Dann ist auch Daniel zufrieden. »Dò kümme de Liet uss all Rischdünge«. Und: »'S Fierwèrk ìsch 's Béschde von allem.« Für ihn wurde Sarreguemines an so einem Abend zur Welthauptstadt seiner Empfindungen.

Anders als früher? »Rèdde mer bèsser nimméh devòn.«

Fahr ich heute an einem solchen Abend nach Hause, liegt die Grenze immer noch unsichtbar quer über der Straße. Ohne Stop fahre ich über sie weg. Ganz einfach, in einem Europa der unsichtbaren Grenzen.



»Die Rede von der Chancengleichheit ist eine Mär«

Interview zur Situation der Bildung, Ausbildung und Erwerbsarbeit von Kindern und Jugendlichen und jungen Erwachsenen im Saarland, zur Teilhabe von Migrantenfamilien und zu den künftigen Aufgaben der Schulen mit Martha Rosenkranz, Leiterin des *Instituts für praxisorientierte Forschung und Bildung* (IFB), Saarbrücken

Oftmals wird der sogenannte Fabrstubleffekt beschrieben, das heißt alle sozialen Schichten hätten bildungsbezogen eine Verbesserung erfahren, aber es würde immer noch gelten, daß die Schere zwischen den sozialen Schichten größer geworden sei. Besteht die Bildungsungleichheit weiter und gilt dies auch für das Saarland?

Seit den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts hatten wir auch im Saarland eine Bildungsexpansion, das heißt, in der Breite war ein Anwachsen der Teilhabe auch an höherwertiger Bildung zu verzeichnen. Aber wenn wir uns anschauen, wie sich dies zwischen den sozialen Schichten verteilt, dann muß man feststellen, daß die Teilhabe an höheren Bildungsabschlüssen sehr stark und fast ausschließlich über die soziale Herkunft determiniert ist. Die soziale Herkunft entscheidet darüber, wie groß die Chance von Kindern und Jugendlichen ist, an Bildung teilzuhaben. Auch die Pisa-Studien und viele weitere einschlägige Untersuchungen zeigen den Befund, daß wegen der hohen Selektivität im bundesdeutschen Bildungssystem letztendlich die soziale Herkunft einen derart großen Einfluß auf die Teilhabe hat. Wir haben das etwa zeitgleich mit der zweiten Pisa-Studie für die Situation hier im Saarland untersucht. Im Auftrag der Arbeitskammer haben wir eine repräsentativ angelegte Studie zur Bildungsbeteiligung von Kindern und Jugendlichen durchgeführt; deren Ergebnisse sind verallgemeinerbar.

Wir haben etwas mehr als 5000 Haushalte befragt, in denen Kinder und Jugendliche zwischen 6 und 24 Jahren leben. Wir konnten errechnen, daß zum Beispiel ein Junge, dessen Eltern im Hinblick auf ihre berufliche Stellung, ihre Bildungsabschlüsse und ihr Einkommen einen hohen sozialen Status innehaben, eine achtfach höhere Chance hat, ein Gymnasium zu besuchen als ein gleichaltriger Junge, der aus einem Haushalt mit niedrigem sozialem Status kommt. Bei Mädchen ist die Chancenverteilung nicht ganz so unausgewogen. Ein Mädchen aus einer Herkunftsfami-

lie mit hohem sozialem Status, beispielsweise aus einem höheren Beamtenhaushalt, hat eine fünffach höhere Chance ein Gymnasium zu besuchen als ein gleichaltriges Mädchen, das beispielsweise aus einem einfachen Angestelltenhaushalt kommt. Die Rede von der Chancengleichheit ist also nach wie vor und auch im Saarland eine Mär. Chancengleichheit existiert nicht. Und daran kann auch eine weitere Bildungsexpansion im Sinne einer Ausweitung der bestehenden Strukturen nichts ändern, sondern man muß verstehen, wie gerade die frühe Selektivität, die wir betreiben, und unser dreigliedriges Schulsystem, dazu führen, daß Kinder und Jugendliche aus bildungsfernen sozialen Schichten eine geringere Chance haben, an Bildung teilzuhaben. Wenn man



Martha Rosenkranz war Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl von Prof. Leo Krämer an der Universität des Saarlandes. Ihre aktuellen Arbeitsschwerpunkte im IFB sind transnationale Bildungsvorhaben im europäischen Kontext, insbesondere der osteuropäischen Partnerländer.

diesen jungen Menschen Bildungschancen eröffnen will, dann kommt man um eine grundlegende Veränderung unseres Bildungssystems nicht herum.

Warum kann das, was Sie als Bildungsexpansion beschreiben, nichts an dieser Situation ändern?

Bildungsexpansion, das heißt die Ausweitung des Angebots an Schulen und an verschiedenen Schulformen bezogen auf einzelne Verdichtungsräume, wie sie zu Beginn der siebziger und in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts stattgefunden hat, reicht allein nicht aus. Bildungsexpansion bedeutet zum Beispiel, daß Gymnasien nicht mehr nur in den Oberzentren, sondern auch im ländlichen Raum existieren. Es gibt also nicht mehr diese weiten Anfahrtswege. Bildungsexpansion brachte eine breitere Vorhalte von unterschiedlichen Schulformen. Das bedeutet aber nicht, daß Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligten Schichten diese Angebote auch tatsächlich wahrnehmen können.

Näher dran zu wohnen an einer weiterführenden Schule heißt also nicht automatisch, daß die Schule auch besucht wird.

Genau so ist es. Es gab in den Siebzigern eine Angebotsverbesserung insbesondere in den ländlichen Gemeinden durch die Gründung von Gymnasien, und es gab in den Achtzigern eine Phase der Gründung von Gesamtschulen. Chancengleichheit in der Bildung ist dadurch nicht hergestellt worden. Vielleicht sollten wir an dieser Stelle einmal darüber sprechen, was eigentlich genau unter Chancengleichheit zu verstehen ist. Der Bildungsforscher Horst Weishaupt hat diesen Begriff einmal bildhaft am Beispiel der Apfelernte erläutert: Chancengleichheit bedeutet nicht, daß alle Kinder gleich viele und gleich schöne Äpfel ernten werden. Chancengleichheit bedeutet, daß alle Kinder eine gleich hohe und trittfeste Leiter an die Hand bekommen. Um in diesem Bild zu bleiben: In unserem Bildungssystem treten manche Kinder mit einer dreifach ausziehbaren Alu-Sicherheitsleiter zur Ernte an, während andere nur ein wackeliges Trittbänkchen mitbringen. Das müssen wir ändern.

Die frühe Selektion im deutschen Schulsystem habe – was auch immer wieder durch die Pisa-Studien gezeigt wird – einen nachteiligen Einfluß auf die Teilhabe.

Ja, das zeigt auch die neueste Studie, die kürzlich von der UNESCO vorgelegt wurde. Die sehr frühe Selektion, die bei uns bereits in der Grundschule stattfindet, führt dazu, daß Entwicklungspotentiale von Kindern und Jugendlichen gar nicht erkannt, ausgeschöpft und gefördert werden können, sondern daß die Kinder sehr früh auf ein bestimmtes Gleis gesetzt werden, und die theoretisch vorhandene Durchlässigkeit unserer Systeme zeigt sich in der Praxis als wenig relevant für die schulischen Laufbahnen. Wir beobachten Schulwechsel im Sinne von Aufstiegen allenfalls ab und an in der unteren Mittelschicht, wo zum Teil eine sehr starke Bildungsorientierung vorzufinden ist in dem Sinne, daß die Kinder „es einmal besser haben“ sollen. Wir sehen in der Oberschicht fast keine Schulwechsel, diese Kinder beginnen in der Regel im Gymnasium und beenden die Schule dort auch. In allen anderen Schichten beobachten wir dann, wenn Schulwechsel stattfinden, Abstiege.

Sie haben die Nachteile des dreigliedrigen Schulsystems angesprochen. Wir verfügen im Saarland auch über die Gesamtschulen. Durchbricht dieser Schultyp denn nicht dieses System? Und wie steht die Erweiterte Realschule in diesem Kontext da?

Die Erweiterte Realschule durchbricht das dreigliedrige System nicht. Sie vereint lediglich das Angebot zweier Bildungsabschlüsse, nämlich des Real- und des Hauptschulabschlusses in einer Schulform. Die Gesamtschule durchbricht das System von ihrer Grundidee her in gewisser Weise schon. Hier war zumindest angedacht, daß Kinder je nach ihrer Begabung in unterschiedlichen Fächern oder Fachrichtungen auch unterschiedliche Abschlußzertifikate erwerben können. Diese vernünftige Grundidee konnte die Dominanz unseres dreigliedrigen Schulsystems mit den Abschlüssen (Fach-)Abitur, Realschul- und Hauptschulabschluß bislang jedoch nicht ablösen. Gesamtschulen weichen das System auch ein wenig auf, indem sie Kindern aus bildungsferneren Familien ermöglichen, zunächst zum Beispiel einen höherwertigen Abschluß wie den Gymnasialabschluß anzustreben und dann vielleicht einen anderen Schulabschluß, zum Beispiel den Realschulabschluß, zu erreichen, ohne daß dies als Scheitern im Rahmen eines Schulwechsels erlebt werden muß. Im Hinblick auf die Erreichung von höherwertigen Abschlüssen, nachdem einmal eine Schulform

unterhalb des gymnasialen Niveaus gewählt wurde, ist zwar theoretisch die Durchlässigkeit gegeben, in der Praxis ist sie aber ohne Relevanz.

Woran scheitert denn die Durchlässigkeit der unterschiedlichen Schultypen – wie Sie sagen – in der Praxis?

Die Schwierigkeiten bestehen darin, daß von vorneherein eine bestimmte Orientierung auf einen bestimmten Abschluß vorhanden ist, die auch im Sinne einer Förderung in Richtung auf einen höherwertigen Abschluß gar nicht mehr hinterfragt wird. Die Erweiterte Realschule vermittelt eben im besten Fall den Realschulabschluß. Und eine Durchlässigkeit im Sinne eines Darauf-aufmerksam-Machens: *wenn du gute Leistungen bringst, dann kannst du den Bildungsweg auch weitergeben*, das findet in der schulischen Realität und Praxis so nicht statt, zumindest nicht in systematischer Form. Darüber hinaus sind sowohl die Jugendlichen als auch ihre Eltern häufig nur unzureichend informiert über mögliche alternative Bildungswege im bundesdeutschen Schulsystem. Dies betrifft vor allem auch Eltern mit Migrationshintergrund, und zwar auch solche mit guten deutschen Sprachkenntnissen. Allgemein läßt sich sagen, daß ein System, das vorrangig auf Selektion baut, per se nicht sonderlich durchlässig sein kann. Das wäre ein Widerspruch in sich. Wenn wir also größere Durchlässigkeit wollen, dann müssen wir vor allem frühe Selektionen abbauen.

Gibt es denn dazu ernsthafte Alternativen?

Aber sicher. Fast alle europäischen nationalen Bildungssysteme verzichten auf allzu frühe Selektionen in der allgemeinbildenden Schule. Ich denke, von Vorteil wäre zum Beispiel eine flexiblere Gestaltung der Grundschul-Eingangsphase: Kinder sollten ein Zeitfenster von ein bis drei Jahren nutzen können, um den Entwicklungsstand zu erreichen, der einer Versetzung in die dritte Grundschulklasse entspricht. Kinder kommen mit sehr unterschiedlichen Voraussetzungen aus ihren Familien und ihren sozialen Herkunftsnähe im Schulsystem an, und in der Grundschule wird dann viel zu früh aussortiert. Es wird auch zu früh in Sonderschulen vermittelt, weil beispielsweise sprachliche Fähigkeiten zu wenig ausgebildet sind, um bestimmte Aufgabenstellungen zu verstehen und entsprechend zu bearbeiten.

Weiterhin wäre es sinnvoll, Gesamtschulangebote verstärkt vorzuhalten, insbesondere in den mittel- und hochverdichteten Räumen, dies vielleicht auch zu Lasten des Angebotes an Erweiterten Realschulen.

Wir werden bis zum Jahr 2015 auf jeden Fall rückläufige Schülerzahlen haben. Das sagt uns die Demographie. Da ist zu überlegen, was man mit der Situation anfängt. Man kann Schulen schließen, wie es in der Vergangenheit hier im Land ja auch getan wurde. Das ist eine Alternative, die im besten Fall alles beim schlechten Alten läßt. Man kann aber mit den freiwerdenden Ressourcen auch eine Umstrukturierung des Bildungssystems finanzieren, die aus Fehlern der Vergangenheit lernt. Um noch einmal zu dem Bild der Apfelernte zurückzukehren: Man könnte damit Werkstätten finanzieren, die gute Leitern für solche Kinder bereitstellen, die von zu Hause kein angemessenes Werkzeug mitbringen können.

Haben diese Schulformen denn auch eine realistische Chance nachgefragt zu werden, oder sind nicht die Eltern so sehr auf das dreigliedrige System fixiert, daß es eben doch der klassische Gymnasialabschluß sein muß – am Gymnasium abgelegt?

Die Nachfrage nach verschiedenen Schulformen variiert sehr stark. Sie hängt auch davon ab, ob die Eltern darauf angewiesen sind, daß eine qualifizierte nachschulische Betreuung angeboten wird. Und die ist in den Gesamtschulen erfahrungsgemäß sehr viel stärker ausgebaut und wird vielfältiger praktiziert als dies in anderen Schulformen der Fall ist, die dabei zum Teil noch ganz am Anfang stehen. Jedes zehnte Kind im Saarland lebt zum Beispiel in einer Ein-Eltern-Familie. Die Möglichkeiten dieser Eltern, selbst eine nachschulische Betreuung, sei es im Sinne einer qualifizierten Hausaufgabenbetreuung, sei es im Sinne von Freizeitgestaltung zu bieten, sind sehr begrenzt. Das gilt auch für Familien, in denen beide Elternteile berufstätig sind. Viele Kinder aus Migrantenfamilien sind sehr stark darauf angewiesen, nachschulische Betreuungsangebote vorzufinden, wo es darum geht, Hausaufgabenhilfe zu leisten, die in diesen Familien privat kaum zu leisten ist. Von daher sehe ich in dieser Schulform und auch in qualifizierten Ganztagsangeboten anderer Schulformen ein sehr wichtiges Entwicklungspotential. Es wird natürlich Eltern geben, die sagen, mein

Kind soll auf das Gymnasium gehen, eine andere Schulform kommt nicht in Frage. Das ist auch ganz in Ordnung im Sinne der gebotenen Wahlfreiheit. Es geht ja nicht darum, diesen Eltern ihren Wunsch nach klassischer gymnasialer Bildung zu verwehren, sondern es geht darum, auch anderen Eltern und deren Kindern die Chance zu eröffnen, höherwertige Bildungsabschlüsse zu erreichen.

Welche Möglichkeiten haben Jugendliche mit niedrigen Bildungsniveaus heute noch auf dem Arbeitsmarkt?

Im Saarland beobachten wir seit vielen Jahren überdurchschnittlich hohe Zahlen von Schulabgängern, die die Schule ohne Abschluß verlassen. Wir haben gleichzeitig im Bundesvergleich zu geringe Zahlen bei den mittleren Bildungsabschlüssen und auch bei den Hochschulzugangsberechtigungen. Welche Chancen diejenigen haben, die keinen Hauptschulabschluß vorweisen können, hängt von der Entwicklung der Erwerbsarbeit ab. Es besteht auf dem Arbeitsmarkt ja vorrangig kein Vermittlungsproblem, sondern ein Verteilungsproblem. Diejenigen, die um rar gewordene Arbeitsplätze konkurrieren, konkurrieren immer auch im Hinblick darauf, mit welchen allgemeinbildenden oder beruflichen Abschlüssen sie in diesen Arbeitsmarkt hineinkommen. Und da haben Schulabgänger ohne Abschluß zur Zeit ganz schlechte Karten. Es finden sich unter diesen übrigens fast nur Jungs, kaum mal Mädchen. Die Jobs für Un- und Angelernte im produzierenden Gewerbe, in denen diese jungen Männer früher Beschäftigung finden konnten, existieren kaum mehr. Neu entstandene, auch niedrig qualifizierte Arbeitsplätze im Dienstleistungsbereich setzen in aller Regel eine berufliche Qualifizierung voraus, die wiederum einen Schulabschluß voraussetzt.

Wir haben es hier also mit vorwiegend männlichen Jugendlichen zu tun, die kaum eine Chance haben, im geregelten Erwerbsarbeitsmarkt anzukommen. Und daraus ist ganz klar ein Auftrag für die Schulen abzuleiten: nämlich der Auftrag, auch diesen Jugendlichen Rüstzeug an die Hand zu geben, für ihre ganz individuelle Lebensbewältigung. Denn es zeigt sich, daß gerade Jungs, die nicht am Arbeitsmarkt ankommen – und deshalb die klassischen männlichen Rollenvorgaben nicht erfüllen können –, daß diese Jungs sehr früh sozial abgehängt werden. Sie brauchen Bewäl-

tigungsstrategien, um mit diesem Handicap im Rahmen ihrer Möglichkeiten gut zu leben. Da ist ein großer Bildungsauftrag an die Schulen zu formulieren, der bislang kaum wahrgenommen wird. Schule muß nicht nur arbeitsmarktrelevante Qualifikationen im Sinne einer Beschäftigungsfähigkeit, der sogenannten Employability vermitteln. Zunehmend wichtiger wird es auch werden, diejenigen Jugendlichen auf das weitere Leben vorzubereiten, die nicht am Arbeitsmarkt ankommen werden.

Ist es nicht paradox, zu verlangen, daß die Schule gerade den Jugendlichen mit stärker tradierten Rollenverständnissen einen Wechsel ihres Rollenverständnisses nahelegen soll?

Schule soll hier gar nichts nahelegen. Sie soll Transparenz schaffen und Alternativen aufzeigen zu tradierten Rollenbildern, die für die Lebensgestaltung von Jugendlichen voraussichtlich wenig hilfreich sein werden. Genau so, wie wir akzeptiert haben, daß eine verstärkte Förderung von Mädchen in naturwissenschaftlich-mathematischen Fächern sinnvoll sein kann, genau so sollten wir auch akzeptieren, daß manche Jungen für die Entwicklung ihrer sprachlichen und sozialen Kompetenzen einer besonderen Förderung bedürfen. Diese Fähigkeiten werden nicht nur am Arbeitsmarkt nachgefragt. Sie sind genauso Schlüsselqualifikationen für die erfolgreiche Lebensbewältigung jenseits der Erwerbsarbeit.

Welche Instrumente sind denn denkbar, daß die Schule die Jugendlichen befähigt, ihr Leben trotz dieser schlechten Arbeitsmarktsituation zu bewältigen, wie Sie sagen?

Zuerst einmal muß die Schule befähigt werden. Das heißt, es müßten auch Lehrer und Lehrerinnen befähigt werden, neben den Lerninhalten der bestehenden Lehrpläne auch die lebenspraktischen Fragen von Jugendlichen zu thematisieren. Da stehen Lehrerinnen und Lehrer zur Zeit ziemlich einsam vor ihren Klassen. Sie haben dick gepackte Stoffpläne zu vermitteln und sind dabei in ein System eingebunden, das weniger auf Förderung als auf Selektion beruht. Es bleibt innerhalb dieser Strukturen wenig Raum, über den Tellerrand hinauszuschauen.

Gibt es denn Vorbilder für die Bewältigung dieser Aufgaben?

Ja sicher, es gibt Unterrichtsmaterialien, die dies besonders aufbereitet haben. Zum Beispiel haben das Landesinstitut für Pädagogik und Medien, der Lehrstuhl für Soziologie von Prof. Leo Krämer an der Universität des Saarlandes und die Kooperationsstelle Hochschule und Arbeitswelt eine sehr umfangreiche und vor allem hilfreiche offene Unterrichtshilfe zum Thema „Erwerbslosigkeit“ erarbeitet, die ich hier wärmstens empfehlen möchte. Es gibt bundesweit auch vereinzelte Modellprojekte zu diesem Thema, aber diese sind in keiner Weise im Alltag von allgemeinbildenden Schulen verstetigt.

Wie sind die hohen Zahlen von Kindern und Jugendlichen an Sonderschulen zu erklären?

Auffallend war zum Zeitpunkt einer unserer Untersuchungen auf der Grundlage von Daten aus dem Jahr 2003, daß in Sonderschulen deutlich mehr Kinder mit Migrationshintergrund zu finden waren, als dies statistisch zu erwarten war. Recht häufig sind diese Kinder als lernbehindert eingestuft worden, weil ihre sprachlichen Voraussetzungen defizitär waren. Oft zieht man hier die falschen Schlüsse: Wenn ein Kind nicht in der Lage ist, bestimmte Aufgaben altersgerecht zu lösen, wird daraus häufig der Schluß gezogen, daß eine Lernbehinderung vorliegt, statt den Schluß zu ziehen, hier ist die Sprachentwicklung mangelhaft und wir müssen daher bei der Sprachentwicklung ansetzen. Es nutzt in diesem Kontext wenig, zu sagen, wir prüfen die Kinder vor Schuleintritt, dann fällt es wenigstens früh genug auf, wenn sie die sprachlichen Voraussetzungen nicht mitbringen. Eine Prüfung allein ändert ja nichts an diesen Voraussetzungen und führt allenfalls zum verspäteten Schuleintritt und zur weiteren Benachteiligung der betroffenen Kinder. Es geht vielmehr darum, wie Sprachförderung zunächst im vorschulischen und später auch im schulischen Bereich als feste Komponente der Förderung installiert werden kann. Das setzt voraus, daß an der vorschulischen Betreuung vor Ort auch muttersprachliche Erzieherinnen und Erzieher beteiligt sind.

Es besteht oft noch die Vorstellung, daß die Mehrsprachigkeit von Kindern ihre sprachlichen Defizite begründet. Man möchte, daß sie »ordentlich deutsch« lernen, mehr nicht. Diese Vorstellung ist nicht zielführend. Die Mehrsprachigkeit von Kindern ist zunächst einmal ein ungeheuer großes Potential. Defi-

zite bestehen aber häufig sowohl in der bereits erworbenen deutschen Sprache als auch in der Herkunftssprache der Kinder. Für ein Kind, das schon in der Muttersprache Defizite hat, ist es fast unmöglich, den Erwerb einer Zweitsprache erfolgreich zu meistern. Das sagen uns alle einschlägigen Ergebnisse der Kognitionsforschung. Deshalb müssen die muttersprachliche Entwicklung und der Erwerb der Zweitsprache gleichermaßen gefördert werden. Und das ist mit den Mitteln, die jetzt im vorschulischen Bereich vorhanden sind, nicht zu leisten. Hier sollte also umgedacht werden. Es sollten sehr viel mehr deutsch sprechende Erzieher und Erzieherinnen mit den Herkunftssprachen Italienisch, Türkisch oder Russisch in der sprachlichen Frühförderung eingesetzt werden.

Hat der Migrationshintergrund einen verstärkten Einfluß auf die Anzahl von Schulabgängern ohne Abschluß?

Das hat weniger Einfluß als vermutet werden könnte. Wenn man die Anteile von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund an den verschiedenen Schulformen anschaut, dann zeigt sich, daß sie in den Gymnasien deutlich unterrepräsentiert sind, während sie in den Sonderschulen überrepräsentiert sind. Überwiegend besuchen diese Kinder die Schulform der Erweiterten Realschule. Ob sie dort einen Abschluß erreichen, hängt aber weniger von der Nationalität oder der Art des Migrationshintergrundes ab, als von der Schichtzugehörigkeit, also dem sozioökonomischen Status der Eltern. Das läßt sich statistisch eindeutig nachweisen.

Wenn wir über Jugendliche ohne Schulabschluß sprechen, scheint mir eines unserer Forschungsergebnisse aus einer Studie über jugendliche Lebensverhältnisse zentral: Wir haben erfahren, daß unter den männlichen Jugendlichen deutscher Nationalität, die ihre Zukunftschancen eher düster einschätzen und die voraussichtlich keinen Schulabschluß erlangen werden, eine ganz massive Nähe zu rechtsradikalen Parteien besteht. Knapp ein Viertel dieser Jugendlichen bekundet entsprechende Sympathien. Das halte ich für brandgefährlich. Ich denke, es sollte zu diesem Thema in der Schule sehr viel stärker präventiv gearbeitet werden. Die Schule ist der letzte öffentliche Ort, wo diese Jugendlichen noch erreicht werden können.



Nazi-Aufmarsch in Gladenbach 2004,
Foto: © Ralph Pache

Welche Möglichkeiten bestehen denn, um die sich auftuende Lücke beim Übergang von der Schule ins Erwerbsarbeitsleben für Jugendliche so zu gestalten, damit dieser gelingen kann?

Die Schulen tun heute manches, etwa für die Berufswahlorientierung oder bei der Vermittlung von betrieblichen Praktika. Es könnte aber bereits im Vorfeld dieses Überganges noch einiges zum Beispiel in der Kooperation von Jugendhilfe und Schule getan werden. Problematisch ist da, daß beide Systeme nach sehr unterschiedlichen Regeln funktionieren und handeln. Die Schule sieht die Jugendhilfe häufig als Reparaturbetrieb – nach dem Motto, da ist einer in der Klasse, der stört, der funktioniert nicht so wie er soll. Die Schule sagt dann zur Jugendhilfe: mach bitte, daß der wieder reibungslos funktioniert. Die Jugendhilfe sieht Schule demgegenüber häufig als eher repressives System, das zu wenig eingeht auf die individuellen Problemlagen von Kindern und Jugendlichen. Beide Systeme, Schule und Jugendhilfe, haben ihre spezifischen Blickwinkel, die auch erklärbar sind aus ihren jeweiligen Aufgabenstellungen. Gut wäre aber, diese Perspektiven stärker zu verschränken und zu schauen, inwieweit können

Schule und Jugendhilfe systematischer miteinander kooperieren, und zwar nicht erst dann, wenn das Kind schon in den Brunnen gefallen ist. Dafür bestehen zur Zeit keine guten strukturellen Voraussetzungen. Es müßte, und das ist eine Sache des politischen Willens und des Zur-Verfügung-Stellens von finanziellen Mitteln, eine stärkere strukturelle Verzahnung stattfinden, damit Kinder und Jugendliche in beiden Systemen erfolgreicher gestärkt und gefördert werden können. Ein guter Ansatz in diesem Sinne ist das *School's In*, das im Stadtverband Saarbrücken entwickelt wurde. Dafür wünsche ich mir eine Ausweitung und Verstärkung.

Man könnte die Schule auch sicher sehr viel stärker als einen sozialen Raum begreifen, an dem eine nachbarschaftliche Vernetzung stattfinden kann. Welche Gemeinwesenprojekte oder Initiativen gibt es vor Ort? Wie kann Schule mit solchen Partnern zusammenarbeiten?

Schule findet also von acht bis dreizehn Uhr statt und ist dann abgeschlossen?

Genau das ist häufig der Fall. Schule ist als Ort im sozialen Raum im Grunde versperrt. Und das ist kein gutes Modell für die Zukunft. Schule sollte vielfältigere Aufgaben wahrnehmen: Sie sollte Bildungszentrum sein, Nachbarschaftszentrum und auch ein Anlaufpunkt für Freizeitgestaltung. Im Grunde bietet sich die Schule als Ort an, wo Begegnung und Vernetzung stattfinden kann. Es werden aber Strukturen benötigt, die diese Vernetzung tragen können. Dies betrifft auch die wünschenswerte Kooperation von Schulen und Vereinen. Schule könnte zum Beispiel über die Ansprache der Eltern eine vermittelnde Funktion übernehmen, um Kinder aus Familien mit Migrationshintergrund stärker in das Vereinsleben zu integrieren. Insbesondere Mädchen aus diesen Familien könnten so gefördert werden.

Sie haben Mädchen mit Migrationshintergrund angesprochen. Sind diese weniger gut integriert?

Zumindest nehmen sie deutlich seltener als die gleichaltrigen deutschen Mädchen am Vereinsleben teil. Dies betrifft die Sport- und Musikvereine, die im Saarland eine besonders große Rolle spielen, aber auch die Teilnahme an Jugendgruppen, zum Beispiel in Jugendzentren oder Jugendtreffs. Die Frage, ob diese Mädchen an Formen der öffentlichen Frei-

zeitgestaltung teilhaben, hängt von verschiedenen Faktoren ab. Zum Beispiel davon, in der wievielten Generation ihre Familien hier leben. Migrationshintergrund heißt ja auch, daß Familien in der vierten oder fünften Generation hier leben, bei den italienischen Jugendlichen zum Beispiel, in der zweiten oder dritten Generation bei vielen türkischen Kindern und Jugendlichen. Manche Familien sind erst kürzlich hier angekommen, wie bei den Jugendlichen aus deutsch-russischen Familien. Je nach ethnischer Herkunft gibt es auch massive Unterschiede was die Stellung der Frau in Familie und Gesellschaft angeht.

Bildung gilt als Investition. Werden Ihrer Ansicht nach genügend Mittel in diesen Bereich gesteckt?

Das ist eine schwierige Frage. Einfach nur mehr finanzielle Mittel in die bestehenden überholten Strukturen zu stecken, wäre langfristig mit Sicherheit keine erfolgversprechende Strategie. Ob eine Strukturreform der Bildung haushaltsneutral ohne zusätzliche Mittel zu leisten wäre, das zu beurteilen bedürfte einer eingehenderen Untersuchung der bestehenden und der erforderlichen Ressourcen. Klar ist aber bereits jetzt, daß die demographische Entwicklung auch finanziell neue Spielräume in der Bildungspolitik und damit neue Steuerungspotentiale eröffnet. Man muß sich dann natürlich zunächst einmal überlegen, wohin man überhaupt steuern will. Wir sollten also einen breiten und tragfähigen gesellschaftlichen Diskurs über Bildung führen und über die Bildungsaspirationen, die wir für die kommenden Generationen haben. Dazu gehört auch, daß wir nachhaltig festlegen, was wir an finanziellen Mitteln vorhalten wollen, um diese Ziele zu erreichen. Dieser bildungspolitische Diskurs fehlt hier im Land. Ein Beispiel: Es sollen im Zuge der Verwaltungsreform in der Jugendhilfe im Stadtverband Saarbrücken 22 Millionen Euro eingespart werden. Ich kann mir kaum vorstellen, daß dies ohne eine Einschränkung im Bereich der Leistungsangebote möglich sein wird. Dieses Sparvorhaben wird quasi wie ein Paukenschlag öffentlich verkündet. Ein paar Fachkundige schreiben daraufhin *Aua* und das war es dann. Eine sachliche Debatte findet nicht statt. Es fehlt auch am öffentlichen Diskurs darüber, was die schulischen Einrichtungen an Ausstattung benötigen, oder was die Minimalstandards einer nachschulischen Betreuung sind, die nicht

unterschritten werden dürfen, und was diese Standards kosten.

Ein vernünftiger Diskurs über die Bildungspolitik sollte unbedingt auch einen differenzierteren Blick auf den Arbeitsmarkt richten. Wir beobachten verschiedene Arbeitsmarktsegmente, die sich sehr unterschiedlich entwickeln. Wir haben seit drei Jahrzehnten durch die Rationalisierung im produktiven Sektor einen starken Rückgang zu verzeichnen gerade auch bei den geringqualifizierten Beschäftigungsverhältnissen. Diese Rationalisierung war technisch induziert. Menschliche Arbeitskraft ist ersetzt worden durch automatisierte Verfahren. Wir haben im Dienstleistungsbereich zeitverzögert eine ähnliche Entwicklung, sichtbar wurde dies bei Handel, Banken, Versicherungen. Viele Jobs im Back-office sind verschwunden, weil Mitarbeiter kostengünstig durch automatisierte Verfahren ersetzt wurden. Das sind Tendenzen, die weiter fortschreiten werden, wenn auch vielleicht nicht mehr ganz so rasant. In anderen Segmenten, zum Beispiel bei den personenorientierten Dienstleistungen, sieht die Entwicklung jedoch anders aus. Da gibt es kaum technische Verfahren, auch kaum globalen Wettbewerb. Diese Dienstleistungen werden vor Ort erbracht und sie werden vor Ort nachgefragt, von Menschen, die in der Lage sind, sie zu finanzieren. In diesem Segment wird zukünftig Arbeit entstehen, bedauerlicherweise häufig in Form sogenannter „bad jobs“, das heißt Arbeit, die hochgradig dereguliert ist, was Arbeitsverträge, Arbeitszeiten und Entlohnung betrifft. In diesem Wachstumsmarkt werden vor allem Frauen tätig werden, zum Beispiel im Bereich der Pflege. Gleichzeitig beobachten wir auch bei den unternehmensbezogenen Dienstleistungen, denen bislang die größten Entwicklungspotentiale nachgesagt wurden, eine zunehmende Deregulierung durch Leih- und Zeitarbeit: Menschen finden vielleicht für Wochen oder Monate, vielleicht für ein oder zwei Jahre projektbezogen eine Anstellung, die häufig unter Tarif bezahlt wird, die keine Weiterbildungsmöglichkeiten und keine klassischen Karrierechancen bietet. Es entstehen sogenannte perforierte Erwerbsbiografien, Menschen sind in manchen Zeitabschnitten ihres Lebens erwerbstätig, in anderen Zeiten auf staatliche Transferleistungen angewiesen. Dieser faktischen Entwicklung am Arbeitsmarkt steht ein Bildungssystem gegenüber,

das immer noch davon ausgeht, daß, wenn die Menschen nur alle gut genug qualifiziert sind, einer Vollbeschäftigung quasi nichts im Wege steht. Das heißt, die Erwartungen, die das Schulsystem an den Arbeitsmarkt stellt und die es denen, die Bildung für diesen Arbeitsmarkt nachfragen, vermittelt, sind zum großen Teil unrealistisch. Der optimistische Lebensentwurf, wie er noch für die siebziger Jahre Gültigkeit besaß, und den Jugendlichen nahegebracht worden ist, funktioniert heute nicht mehr. Die Bildungsinstitutionen können den sicheren Übergang in den Erwerbsarbeitsmarkt nicht mehr gewährleisten. Das erfordert ein Umdenken auch für das Selbstverständnis dieser Institutionen.

Ich habe es eingangs bereits angesprochen, Schule hat auch den Auftrag, Kinder und Jugendliche zu befähigen, ihr späteres Leben zu bewältigen: mit Erwerbsarbeit genauso wie ohne Erwerbsarbeit. Denn das entspricht der realistischen Zukunftsperspektive eines großen Teils derer, die heute die Schule besuchen. Da wird kaum noch jemand eine Ausbildung machen und dann ununterbrochen ein Leben lang erwerbstätig sein. Dieses Lebensmodell ist Schnee von gestern. Die bildungspolitischen Institutionen sind kaum gerüstet, auf diese veränderte gesellschaftliche Realität hin zu bilden. Über das fachliche und fachdidaktische Wissen hinaus werden Lehramtsstudierenden keine Inhalte vermittelt, um als Mentoren und Mentorinnen für Kinder und Jugendliche wirken zu können. Dies wird aber zunehmend notwendig sein, um ihnen einen guten Start ins Leben zu ermöglichen.

Müssen Jugendliche durch die Schule darauf vorbereitet werden, mit zwei oder drei Jobs klarzukommen, um leben zu können?

Schule hat den Auftrag, die kommenden Generationen dafür zu rüsten, in der gesellschaftlichen Realität, die sie vorfinden, ihr Leben möglichst gut leben zu können. Das kann auch heißen, daß Bildung als Wert an sich wiederentdeckt und nicht nur funktional auf die Erlangung einer Beschäftigung im Erwerbsarbeitsmarkt bezogen wird. Mit diesem Bildungsverständnis wird man versuchen, möglichst hochwertige Bildungsabschlüsse an möglichst viele Jugendliche zu vermitteln. Man wird aber nicht der Illusion verfallen, daß diese Qualifizierung an sich schon Arbeitsplätze schafft. Der Arbeitsmarkt verändert

sich nicht dadurch, daß mehr Menschen mit höherwertigem Abschluß dort aufschlagen. Schule kann aber dennoch gesellschaftliche Realität mitgestalten, sie kann künftige Generationen auf den Umgang mit einem Erwerbsarbeitsmarkt vorbereiten, der nicht mehr für alle offensteht. In diesem Verständnis ist Bildung ein Stück Lebensqualität, auch jenseits ihrer Verwertbarkeit in der Erwerbsarbeit.

Für die Saarbrücker Hefte: Herbert Temmes

Deutsche Zustände – Saarländische Befindlichkeiten

Von Bernhard Dahm

I.

8. März 2006: In den früheren Morgenstunden verläßt der 49jährige kurdische Flüchtling Fesih Dogan sein Zimmer im Flüchtlingslager Lebach und hängt sich in der Scheune eines nahen Bauerhofes auf. Nach Auskunft von Mitbewohnern hat an diesem Morgen – wie des öfteren – eine Durchsuchung der Zimmer des Lagers nach sich illegal aufhaltenden Personen stattgefunden. Dogan habe diesen Druck sich ständig wiederholender Razzien nicht mehr ausgehalten. Der Tote hatte im Asylverfahren politische Verfolgung in seinem Heimatland geltend gemacht und auf eine in diesem Zusammenhang stehende psychische Erkrankung hingewiesen. In einem ersten Verfahren hatte das Verwaltungsgericht Saarlouis seine Klage gegen einen ablehnenden Bescheid des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge mit der Begründung abgewiesen, Dogan habe das von ihm behauptete Verfolgungsschicksal nicht glaubhaft machen können. Zum Zeitpunkt seines Freitodes war bei Gericht ein weiteres Verfahren anhängig, wobei sich abzeichnete, daß auch diese Klage abgewiesen werden würde, da es Dogan nicht gelungen war, die Ursächlichkeit des von ihm behaupteten Verfolgungsschicksals für seine psychische Erkrankung nachzuweisen. Bis zum heutigen Tage ist der Selbstmord des Fesih Dogan in der saarländischen Öffentlichkeit nicht bekannt geworden. Wird ein in einer Justizvollzugsanstalt begangener Suizid in den Medien publiziert, sind Flüchtlinge eine entsprechende Meldung offensichtlich nicht wert. Dies wirft ein bezeichnendes Licht auf die Stimmung im Lande gegenüber Migranten.

II.

Das Saarland, eine Region der Fremdenfeindlichkeit? – Nein! sagt Innenministerin Annet Kramp-Karrenbauer und erklärt: »Das Saarland ist in seiner Historie eine traditionell weltoffene Region. Es gibt für mich keinen

Grund, an dieser Einstellung zu zweifeln.«¹ Offen bleibt hierbei, von welchem politischen Gebilde die Ministerin ausgegangen ist. Der Ausspruch der Innenministerin dürfte als Ausdruck eines gegenseitigen Sich-Versicherns zwischen Souverän und Volk zu verstehen sein, wonach es im Lande keinerlei Probleme gibt. Ein solcher Mechanismus dient der Machterhaltung der Herrschenden ebenso, wie die Bevölkerungsmehrheit weiterhin ihrem positiven Eigenbild frönen kann.

Und so bestreitet auch so mancher Bewohner des Bundeslandes an der deutsch-französischen Grenze, daß es im Saarland Fremdenfeindlichkeit gibt und verweist zur Begründung auf das gute Miteinander der Bevölkerung diesseits und jenseits der Grenze. Geltend gemacht wird, daß die saarländische, lothringische und elsässische Bevölkerung im Herzen Europas keine Grenzen mehr kenne und zum Arbeiten, Einkaufen und Freizeitvertreib sich gerne in die Nachbarregionen begeben, ohne dort auf Ressentiments zu stoßen. »Wir Saarländer feiern gerne und bei uns ist jeder ein Gast bei Freunden«, zitieren sich Saarländer gerne selbst.

Doch, im Saarland existiert eine nicht unerhebliche Fremdenfeindlichkeit, sagt Wilhelm Heitmeyer, Sozialwissenschaftler und Professor am Institut für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung der Universität Bielefeld. Ausweislich einer von ihm und seinen Mitarbeitern erstellten Langzeitstudie, die im Jahre 2006 ihren Schwerpunkt bei der Bestandsaufnahme feindseliger Mentalitäten gegenüber schwachen Gruppen hatte, rangiert das Saarland unter allen Bundesländern an 11. Stelle, nur noch gefolgt von den neuen Bundesländern. Danach haben 54,2 % der Saarländer gegenüber Fremden eine feindselige Einstellung. Laut der Studie mit dem Titel »Deutsche Zustände!« ist im übrigen eine xenophobe Stimmung insbesondere dort weit verbreitet, wo die wirtschaftliche Situation schlecht ist und wo es deshalb zu starker Ab-

wanderung der gut Qualifizierten kommt. Ein solcher Prozeß führe in zunehmendem Maße zu Orientierungslosigkeit sowie zu gesellschaftlicher Desintegration der verbleibenden Wohnbevölkerung. Die Angst vor sozialem Abstieg sowie vor Arbeitslosigkeit sei in den abwanderungsstarken Gebieten sehr groß.²

Auch vor diesem Hintergrund ist es nachvollziehbar, daß die Innenministerin das Ergebnis der Bielefelder Studie negiert, paßt dieses doch so gar nicht zu den von der saarländischen Landesregierung ständig propagierten Erfolgen auf wirtschaftlichem Gebiet. Wie aber ist die Diskrepanz zwischen der Eigenwahrnehmung der hiesigen Bevölkerung und den Ergebnissen der Forschungen Heitmeyers zu erklären? Die Antwort dürfte sich aus der Definition dessen, was als fremd angesehen wird, ergeben. Europäische Nachbarn werden zwischenzeitlich als Selbstverständlichkeit und damit letztendlich nicht mehr als Fremde betrachtet. Gegen sonstige Ausländer hat man, solange sie sich nicht ständig niederlassen wollen, auch nichts einzuwenden.

Anders wird dies jedoch, wenn als »Habenichtse« Wahrgenommene in Erscheinung treten. Ihnen gegenüber gilt: »Wer auf der sozialen Rangleiter weit unten steht, darf ohne weiteres diskriminiert werden«. Sie werden im Gegensatz zu den »guten« europäischen Nachbarn und im Gegensatz zu Touristen aus aller Welt als »schlechte« Ausländer eingestuft, zumal sie als Konkurrenten um Arbeitsplätze angesehen werden. Einer solchen Einstellung wird durch die aktuelle Politik, die jeden Sektor gesellschaftlichen Lebens nur noch nach wirtschaftlichen Maßstäben betrachtet, Vorschub geleistet. Bestes Beispiel für den Versuch einer solchen totalen Ökonomisierung ist wiederum eine Äußerung der saarländischen Innenministerin, die diese im Zusammenhang mit der Diskussion um die Verabschiedung einer Altfallregelung für langjährig im Lande lebende und in ihren Asylverfahren erfolglos gebliebene Flüchtlinge getätigt hat. War es schon bei der im Jahre 1999 verabschiedeten Altfallregelung nach saarländischer Praxis so, daß auch Schwerkranke oder Menschen im Rentenalter nur Aussicht auf ein Aufenthaltsrecht hatten, wenn sie in der Lage waren, ihren Lebensunterhalt selbst zu bestreiten, propagierte Kramp-Karrenbauer eine solche Verfahrensweise auch im Vorfeld hinsichtlich einer zwischenzeitlich im November 2006 von

der Innenministerkonferenz verabschiedeten Bleiberechtsregelung.

Um kein Mißverständnis aufkommen zu lassen: Selbstverständlich sollten auch von einer humanitären Regelung begünstigte Flüchtlinge ihren Lebensunterhalt selbständig bestreiten, allerdings nur, wenn ihnen dies aufgrund ihrer Lebenssituation zumutbar ist. Andernfalls mutiert der Begriff der »Humanität« zur Leerformel. In diesem Zusammenhang ist auch zu berücksichtigen, daß es den Flüchtlingen jahrelang untersagt war, einer Arbeit nachzugehen. Nunmehr aber wird von solchen der Arbeit entwöhnten Menschen verlangt, daß sie binnen kürzester Frist eine Arbeitsstelle nachweisen. Dies kann eigentlich nur den Sinn haben, möglichst wenigen tatsächlich eine Chance auf ein gesichertes Aufenthaltsrecht einräumen zu wollen. Diese Chance wurde im Saarland dann auch noch dadurch weiter verkürzt, daß der Ländererlaß zum Umsetzung der von der Innenministerkonferenz am 17. November 2006 verabschiedeten Bleiberechtsregelung erst am 20. Dezember 2006 veröffentlicht wurde. Das Saarland hat damit als zweitletztes Bundesland die Beschlußlage der Innenminister in Landesrecht umgesetzt. Danach mußte bis zum 17. Mai 2007 der Antrag auf Erteilung eines Aufenthaltsrechts gestellt worden sein und bis spätestens zum 30. September 2007 eine Arbeitsstelle von den potentiell von der Regelung Begünstigten nachgewiesen werden.

Darüber hinaus dauerte es hierzulande noch einmal mehrere Wochen, bis von Seiten des Ministeriums in Umsetzung der Innenministerentscheidung eine Bescheinigung zur Vorlage bei Arbeitgebern herausgegeben wurde. Mit dieser soll signalisiert werden, daß in Abkehr von der bisherigen Praxis auch die Personengruppe der abgelehnten und geduldeten Asylbewerber nunmehr die Möglichkeit einer Arbeitsaufnahme hat. Allein, angesichts der bisherigen langjährigen gegenteiligen Praxis, wird dieser Wechsel in der Ausländer- und Asylpolitik sowohl von den Flüchtlingen als auch von Arbeitgebern oftmals überhaupt nicht verstanden und beide Gruppen gehen von der bisherigen rechtlichen Lage aus, so daß es die Betroffenen auch insoweit sehr schwer haben, bis zum Auslaufen der Stichtagsfrist tatsächlich eine Arbeitsstelle nachzuweisen. In Anbetracht der Lage auf dem saarländischen Arbeitsmarkt treten die Flüchtlinge selbstver-

ständig in Konkurrenz zur einheimischen Bevölkerung, weshalb diese die restriktive Politik ihrer Innenministerin befürworten. Hier tritt allerdings eine Doppelmoral zutage: Wird den Flüchtlingen einerseits unterstellt, gar nicht arbeiten und sich in der »sozialen Hängematte« ausruhen zu wollen, werden sie andererseits als nicht geliebte Konkurrenten um das rare Gut »Arbeit« gesehen und deshalb abgelehnt. Sie dienen als Sündenbock für alles und jedes. Selbst Verschlechterungen im Gesundheitswesen aufgrund der Politik der Großen Koalition in Berlin werden von nicht unerheblichen Teilen der Mehrheitsbevölkerung Migranten zur Last gelegt.

Mitverantwortlich für das Aufkommen einer solchen Doppelmoral sind Politiker, die ihrerseits archaische Ängste vor Fremdem in sich bergen, dies aber niemals zugeben würden. Politik und große Teile der Bevölkerung benutzen sich gegenseitig als Projektionsfläche ihrer Xenophobie. So wird denn auch gerne zur Abwehr der Fremden von Seiten der Politik ins Feld geführt, daß es sich bei dem Gros derjenigen, die hier um politisches Asyl bitten, um Scheinasylanten handele, um Personen, die eigentlich doch zur Ausreise verpflichtet seien. Gerne übersehen wird hierbei allerdings, daß viele der von einer immer restriktiver werdenden asylrechtlichen Rechtsprechung betroffenen Flüchtlinge gleichwohl gute Gründe dafür haben, nicht in ihr Heimatland zurückzukehren. So etwa Menschen aus dem Irak. Viele von ihnen wurden zu Zeiten Saddam Husseins in Deutschland als Flüchtlinge anerkannt. Hatte man hierbei den Eindruck, daß ihre Anerkennung nur der Destabilisierung des Regimes des Diktators diene, ähnlich westlicher Staatenpraxis zugunsten von Republikflüchtlingen aus den Ländern des früheren Ostblocks, wurden die anerkennenden Bescheide innerhalb der letzten beiden Jahre von Seiten des Bundesamtes für Migration und Flüchtlinge tausendfach widerrufen. Etwa 18 000 Widerrufsverfahren zu Lasten irakischer Staatsangehöriger hat die Behörde eingeleitet und diese Praxis wird von der verwaltungsgerichtlichen Rechtsprechung als rechtmäßig eingestuft.

Aber: Wie kann man angesichts tagtäglich im Irak stattfindender Attentate mit einer Vielzahl von Toten und angesichts dessen, daß nach dem Sturz Saddam Husseins mehrere Millionen Menschen wegen des Bürgerkriegs

das Land verlassen haben, den Widerruf von Flüchtlingsanerkennungen rechtfertigen – zu einem Zeitpunkt, zu dem etwa ein Land wie Schweden 40 000 Flüchtlinge aus dem Irak neu aufnimmt?

Der Flüchtlingshochkommissar der UNO (UNHCR) vertritt die Auffassung, daß der Status eines Flüchtlings nur dann widerrufen werden dürfe, wenn für diesen eine Rückkehr in das Heimatland in Sicherheit und Würde erfolgen könne. Hierbei handelt es sich im übrigen auch um die herrschende Auffassung im Flüchtlingsvölkerrecht. Maßgebend für diese Position ist der Umstand, daß einem Menschen, der vor Gewalt und Verfolgung fliehen und sein bisheriges gesamtes Leben aufgeben mußte, nicht angesonnen werden darf, eine im Aufnahmeland gefundene neue Existenz aufs Spiel zu setzen, solange ihm im Heimatland nicht mit absoluter Sicherheit ein gefahrenfreies Leben bei Sicherung der materiellen Existenz möglich ist. Es stellt sich die Frage, wie es mit dem innenpolitischen Klima in unserem Land aussehen muß, daß die ohne weiteres nachvollziehbare Position des UNHCR und des Flüchtlingsvölkerrechts von der Rechtsprechung der BRD ignoriert und zu einer durchaus sympathischen, die Rechtsprechung aber nicht bindenden rechtspolitischen Forderung umdefiniert wird.³

Wie in der Vergangenheit schon des öfteren, beschreitet die BRD im Flüchtlingsrecht damit einen Sonderweg, der für die Betroffenen nicht nur zu einer wesentlichen Verschlechterung ihrer Position, sondern auch zu ihrer Diskriminierung in der Öffentlichkeit als »abgelehnter Flüchtling« führt. Mit dem Widerruf ihres Flüchtlingsstatus verlieren die Flüchtlinge auch ihren rechtmäßigen Aufenthaltsstatus und damit oftmals auch ihre Möglichkeit zu arbeiten. Dies ungeachtet des Umstandes, daß angesichts der im Heimatland herrschenden Unsicherheit derzeit kein Iraker tatsächlich dorthin abgeschoben werden kann. Mit ihrer Praxis produziert die BRD sehenden Auges neue Problemfälle, hinsichtlich deren Lösung in einigen Jahren wiederum die Verabschiedung einer Altfallregelung erforderlich sein wird. Dann wird von Seiten der Politik wieder geltend gemacht werden, daß nur bleiben dürfe, wer auch arbeite. Dabei ist festzuhalten, daß in Deutschland nicht nur gegenüber anerkannten Flüchtlingen aus dem Irak Widerrufsverfahren durchgeführt werden. Auch die

Flüchtlingsanerkennungen von Menschen aus dem Kosovo, aus Sri Lanka, der Türkei und dem Iran werden widerrufen. Mit einer solchen Politik wird der Offenbarungseid auf das viel beschworene deutsche Asylrecht und auf die Menschenrechte geleistet!

Die aufgrund einer solchen Politik rechtlos Gewordenen werden zudem von Seiten der Ausländerbehörden ständig unter Druck gesetzt, auszureisen, obwohl man sie wegen der Verhältnisse in ihren Herkunftsländern nicht nach dort abschieben kann. Zynischerweise wird hier dann amtlicherseits von der Möglichkeit der freiwilligen Ausreise gesprochen. Ein von diesem Personenkreis beantragtes Aufenthaltsrecht wird mit der Begründung abgelehnt, ein solches Recht werde nur dann vergeben, wenn der Antragsteller nicht freiwillig in sein Heimatland zurückkehren könne. Wohlgemerkt: Bei den Betroffenen handelt es sich um Menschen, die angesichts der Verhältnisse in ihrem Heimatland behördlicherseits nicht abgeschoben werden dürfen! Grundlage dieser Verwaltungspraxis ist übrigens § 25 Abs. 5 AufenthG, der mit dem vielgepriesenen Zuwanderungsgesetz am 1. Januar 2005 in Kraft getreten ist.⁴ Die Durchführung von Widerrufsverfahren hinsichtlich anerkannter Flüchtlinge sowie die Verweigerung von Aufenthaltsrechten im Falle nicht freiwilliger Ausreise trotz Verbots der Abschiebung, zeigt im übrigen ebenfalls klar und deutlich, wie – trotz aller gegenteiliger offizieller Beteuerungen – das innenpolitische Klima gegenüber Fremden im Lande ist. Es ist geprägt vom Gedanken der Abwehr und die hiervon Betroffenen werden in der Öffentlichkeit stigmatisiert und diskreditiert. Insbesondere in Gegenden mit schlechter wirtschaftlicher Lage müssen sie zudem in einem Klima latenter Feindlichkeit leben.

III.

Nicht förderlich, solchen Tendenzen entgegen zu steuern, wird die von der saarländischen Landesregierung ab 2008 geplante Umstrukturierung der Ausländerbehörden sein. Bestehen derzeit landesweit neun Ausländerbehörden, sollen es in Zukunft nur noch zwei sein, und zwar mit Sitz in Lebach und Saarbrücken. Begründet wird die Maßnahme von Seiten der Landesregierung mit einer Kostenersparnis von 20 Prozent, wobei es weder Entlassun-

gen noch Abstriche am sozialen Status der in den Behörden Beschäftigten geben soll. Genau dies aber wird von den Mitarbeitern der Ausländerbehörden in Zweifel gezogen. Hinter vorgehaltener Hand ist zu hören, die Neustrukturierung diene auch dazu, die Mitarbeiter bei ihren Entscheidungen besser an die Kandare zu nehmen, um damit der politischen Auffassung der Landesregierung in ausländerrechtlichen Fragen noch mehr Geltung verschaffen zu können. Es muß deshalb befürchtet werden, daß auf diese Weise gegenüber ausländischen Mitbürgern – und nicht nur Flüchtlingen – rigider vorgegangen und der bisher vorhandene Spielraum von Mitarbeitern der einzelnen Ausländerbehörden ausgehebelt werden wird. Abgesehen davon wird es nach einer solchen Umstrukturierung für den einzelnen Ausländer schwieriger werden, seine Belange zu vertreten. War es bisher möglich, diese wohnortnah zu regeln, müssen viele in Zukunft weite Wege auf sich nehmen, um Aufenthaltsfragen zu klären. Erfahrungsgemäß sind zentralisierte Behörden auch nicht in der Lage, effektiv zu arbeiten und schnelle Entscheidungen zu treffen. Kritisiert wird die Regierung Peter Müllers bereits jetzt wegen der demokratischen Defizite der Maßnahme. Nachdem regierungsintern in Folge des Hesse-Gutachtens schon längst der Beschluß der Umstrukturierung der Ausländerbehörden gefallen ist, sollen im Herbst 2007, also wenige Wochen vor seiner Umsetzung, die erforderlichen Anhörungen stattfinden. Diese können dann nur noch der Wahrung des Scheins dienen!

Anmerkungen

1. *Saarbrücker Zeitung* vom 14.12.2006.
2. *Deutsche Zustände. Folge 5*, hrsg. von Wilhelm Heitmeyer, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2007; siehe auch *Wo sich Angst breit macht*, in: *Die Zeit* Nr. 51 vom 14.12.2006, sowie *Saarbrücker Zeitung* vom 16./17.5.2007: *Sind Saarländer fremdenfeindlicher als andere Westdeutsche?*
3. So etwa: Oberverwaltungsgericht des Saarlandes mit Urteil vom 29.9.2006 – 3 R 6/06.
4. Die Gesellschaft für deutsche Sprache, Mannheim, hat dieses behördliche Handeln zum Anlaß genommen, den Begriff der »freiwilligen Ausreise« als Unwort des Jahres 2006 auszuwählen.



Heute nehmen wir das Saarland als selbstverständliche, als historisch gewachsene Gebietskörperschaft der Bundesrepublik Deutschland wahr. Wenn wir heute über die Saar forschen, dann weil wir das eigenständige Dasein der Saargegend gutheißen. Das war nicht immer so. Eigentlich entstand die Saarforschung im engeren Sinne erst in der Negation eines saarländischen Territoriums und seiner Identität.

Die Gebietseinheit des Saarlandes besteht noch keine hundert Jahre. Im Versailler Frieden wurde zum ersten Mal ein »Territoire de la Sarre« geschaffen, das auf 15 Jahre einer Regierungskommission des Völkerbundes unterstellt und zoll- und währungsrechtlich mit Frankreich verbunden wurde. Nachdem die Annexionswünsche der französischen Regierung von ihren Alliierten zurückgewiesen worden waren, wollte sie wenigstens ein autonomes Saargebiet durchsetzen. Französische Wissenschaftseinrichtungen, wie die von der französischen Saargrubenverwaltung dominierte Société des amis des pays de la Sarre, versuchten historisch und geographisch die Eigenständigkeit der Saarlande zu legitimieren. Die 1922 in Saarbrücken gegründete Société des amis machte sich zur Aufgabe, »eine Annäherung zwischen Saarländern und Franzosen auf intellektueller Grundlage zu erleichtern«,¹ wozu ihre Mitarbeiter an die französischen Perioden der Saarlande, an die Geschichte französischer Orte, mit Vorliebe Saarlouis', und großer saarländischer Franzosen, wie des napoleonischen Marschalls Ney, erinnerten. Das Saargebiet sollte als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich erscheinen. Dies war geeignet die politische Gegenwart des Völkerbundmandates Saargebiet und die Unabhängigkeit der Saarregion von Deutschland zu bestätigen. Bemerkenswert ist, daß die Société des amis des pays de la Sarre 1926 zusammen mit lothringischen Kulturvereinen den Dachverband Fédération historique lorraine gründete, der 1927 und 1931 seine Tagungen in Saarbrücken abhielt.

Deutsche politische Instanzen hatten keine Handhabe über das Saargebiet. Die deutsche Forschung konnte den französischen Unternehmungen kaum etwas entgegensetzen, denn das Saargebiet besaß keine wissenschaftliche Einrichtung. Saarforschung wurde an anderen Orten betrieben, zum Beispiel in Leipzig bei der Stiftung für deutsche Volks- und Kulturbodenforschung oder bei der Rheinischen Volkspflege (RVP). Kontrolliert vom Auswärtigen Amt, finanzierte die Kulturpropagandastelle RVP unter Paul Rühlmann in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre die erste »zusammenfassende Gesamt-Darstellung der Saarfrage«, den Sammelband *Das Saargebiet, seine Struktur, seine Probleme* (Saarbrücken: Hofer, 1929), der sich als »Volks- und Heimatbuch«² gab, um politisch desinteressierte Leser »auf dem Umwege über Kultur, Kunst, Wirtschaft, Sozialpolitik« anzusprechen, »besonders im Hinblick auf die Abstimmungskämpfe«. Wissenschaftlicher Leiter und Herausgeber des Saargebietsbuches wurde der saarländische Studienprofessor Fritz Kloeveborn. Das Wort »Saargebiet« im Titel des Buches wäre beinahe von den zuständigen preußischen, bayerischen und Reichsministerien gestrichen worden.³ Außerdem wollte Bayern hinsichtlich der territorialen Zugehörigkeit der östlichen Saargebietskreise kein Mißverständnis aufkommen lassen und setzte durch, daß die Geschichte des Saargebietes sauber nach preußischem und bayerischem Landesteil getrennt geschrieben wurde. Der Geograph Friedrich Metz sprach dem Saargebiet jegliches Existenzrecht ab: »Niemals vorher hat es ein Land gegeben, das diese Gestaltung besaß und diesen Namen trug, und bald wird dieses Gebiet wieder der Geschichte angehören.«⁴ Nicht das Saargebiet wurde hier wissenschaftlich untersucht, sondern die Saargebietsfrage, deren Lösung zu seiner Abschaffung führen sollte.

Um die wissenschaftliche Betreuung der Saarlande qualitativ und quantitativ zu gewährleisten, wurde eine ständige Einrichtung

vor Ort nötig. 1926 regte der Präsident der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, der späteren Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG), Friedrich Schmidt-Ott, eine unabhängige Forschungsgemeinschaft für die Saarlande an. Im März versuchte er vergeblich die Bildungsvereine an der Saar für seine Idee zu gewinnen; die Heimatforschung faßte Schmidt-Otts Initiative nur als Unterstützung für die örtliche Vereinsarbeit auf. Aber gerade diese Selbstgenügsamkeit der saarländischen Regionalforschung barg nationalpolitische Gefahren: »Denn dann hätte sie dem politischen Gebilde des Saargebiets gleichsam die wissenschaftlichen Grundlagen nachgeliefert, daß ihm nämlich eine natürliche Landschaft im Sinne der Geographie, Historie, Kultur oder wie sonst entspreche.«⁵ An der Saar fand Schmidt-Ott nur in Stadtschulrat Hans Bongard, dem inoffiziellen Kulturdezernenten Saarbrückens, einen Mitstreiter. Einen solchen ganz anderen Formats gewann er in dem Historiker Hermann Aubin, dem Mitbegründer des für die westdeutsche Landesforschung grundlegenden Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn.

Zusammen mit Georg Wolfram, dem Geschäftsführer des Wissenschaftlichen Instituts der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt am Main, lud man zum 21. Oktober 1926 in das besagte Elsaß-Lothringen-Institut ein. Neben Schmidt-Ott, Aubin, Bongard und Gastgeber Wolfram waren da Wissenschaftler, wie der Bonner Linguist und frühere Institutskollege Aubins Theodor Frings, Aubins Nachfolger am Bonner Institut Franz Steinbach und der Bonner Kunsthistoriker und langjährige Denkmalkonservator der Rheinprovinz Paul Clemen, dazu saarländische Kulturbeamte und Heimatforscher wie der Saarbrücker Museumsdirektor und Kunstmaler Hermann Keuth, der Vorsitzende des Historischen Vereins für die Saargegend und Stadtarchivar von Saarbrücken Albert Ruppertsberg, die Lehrer Häuser, Bernhard Piert und Kloevekorn und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens der Rheinlande. Aubin wurde zum ersten Vorsitzenden der neuen Forschungsgemeinschaft gewählt. Die saarländische Heimatforschung aber wurde mit den Posten der Vorstandsvertretung abgespeist; sie schied zu einem großen Teil bald aus. Ruppertsberg wurde Schriftführer. Aber auch dieses Amt wurde

nach dem Tode Ruppertsbergs nicht wieder mit einem Saarländer besetzt. In Wirklichkeit hatte man die saarländischen Vereinsmitglieder nur aufgenommen, »um überhaupt Saarländer zu haben«.⁶ Die eigentliche Arbeit wurde von eigens an die Saar entsandten reichsdeutschen Wissenschaftlern geleistet.

Die neue Organisation nannte man »Forschungsgemeinschaft für die Saarlande«; in den Plural »Saarlande« bezog man die Pfalz und Lothringen ein. Das Adjektiv »saarländisch« wurde vermieden, um den Zusammenhang der Region an der mittleren Saar mit ihren Nachbargebieten hervorzuheben und das Saargebiet nicht als territoriale Einheit herauszustellen. Bald setzte sich der Name »Saarforschungsgemeinschaft« (SFG) durch. Trotz dieser terminologischen Vorsicht beklagte der Deutschtumsaktivist, Syndikus Max Martin Schlenker stellvertretend für saarländische Stahlindustrieführer auf der Gründungsversammlung der SFG, daß eine von der gesamtrheinischen getrennte saarländische Forschung die französische Argumentation von der Geschiedenheit des Saargebiets und den Status quo besiegle, anstatt entschieden den künstlichen Zwangscharakter zu verdeutlichen. Selbst die Argumente von der maßgeblichen Beteiligung reichsdeutscher Wissenschaftler hielten Schlenker nicht davon ab, das Reichsministerium für die besetzten Gebiete, das preußische Kultus- und das Innenministerium gegen die SFG aufzubringen. Schließlich intervenierte noch die bayerische Regierung und forderte, »daß die Landeszugehörigkeit der beiden Teile des Saargebietes in keiner Hinsicht verwischt« werden dürfe.⁷ Schmidt-Ott versicherte den verschiedenen Behörden, daß die SFG über das Bonner Institut institutionell in die rheinische Forschung eingebunden bleibe und in ihren Tätigkeitsbereich nicht den bayerischen Teil des Saargebietes einbeziehen wolle, worauf die Neugründung genehmigt wurde.

Die ersten Projekte der SFG setzten die Forschungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde zur saarländischen Siedlungs- und Territorialgeschichte fort: Adolf Noll sollte eine ursprüngliche germanische Besiedelung der Saarlande belegen und Josef Niessen die Methode der französischen Annexionspolitik aufdecken. Die saarländische Sprachgeschichte und Dialektgeographie hatte bei der SFG ebenfalls eine wichtige nationalpolitische Funktion: Wilhelm Will untersuchte die saar-

ländische Sprachgeschichte und die Sprachgrenze in Lothringen. Im Rahmen des Rheinischen Flurnamenarchivs sammelten Adolf Bach vom Bonner Institut und von ihm angeleitete saarländische Forscher die Flurnamen der Lande an der mittleren Saar. Entsprechend hing die saarländische Kunstdenkmälerinventarisierung mit dem von der rheinischen Denkmalkommission unter Clemens herausgegebenen rheinischen Inventar zusammen; um Behauptungen der französischen Kunstgeschichte zu entkräften, die Saarlande seien von französischen Stilrichtungen geprägt, wurde Clemens Schüler Walther Zimmermann ins Saargebiet entsandt. In der Diskussion um den im Versailler Friedensvertrag festgelegten staatsrechtlichen Status des Saargebiets und um die internationalen Implikationen der Saarabstimmung kamen Völkerrechtsfragen eine große Bedeutung zu. Die SFG förderte die auch in der internationalen Öffentlichkeit wirksamen Arbeiten Curt Grotens, der ab Ende 1934 persönlich auf die Mitglieder der Abstimmungskommission einwirkte. Daneben wurden allerdings auch propagandistisch kaum verwertbare naturwissenschaftliche Arbeiten von der SFG gefördert, wie die Milchversorgung des Saargebietes oder die Pflanzengeographie der Saargegend.

Als 1929 die Ämter des Saarbrücker Stadtarchivars und des Schriftführers der SFG frei wurden, schickte das preußische Kultusministerium den wissenschaftlichen Hilfsarbeiter im Wiesbadener Staatsarchiv Georg Wilhelm Sante an die Saar, »um die wissenschaftliche Erforschung der Saarlande zu betreiben und die erarbeiteten Erkenntnisse für die deutsche Politik nutzbar zu machen.«⁸ Da Aubin noch weiter von der Saar wegzog – er wurde von Gießen nach Breslau berufen –, schwang sich Sante in Saarbrücken zu seinem Statthalter auf und arbeitete, gedeckt von Bongard, nach eigenem Gutdünken. Sein Freiraum war so groß, daß er schließlich saarländisches Lokalbewußtsein entwickelte und gelegentlich von »uns Saarländern« sprach.⁹

Ein Projekt von größter politischer Bedeutung wurde wenige Monate vor der Saarabstimmung von der SFG verwirklicht: die Publikation des *Saar-Atlas* (Gotha: Perthes, 1934), der die wissenschaftlichen Einzelarbeiten der SFG um die deutsche Stellung der Saarlande zusammenfaßte. Zwar hielt Steinbach einen »Sonderatlas der Saar« für ein po-

litisch gewagtes Unternehmen; er bevorzugte einen »Atlas der Westlichen Grenzlande von der Saar zu den Niederlanden«, um die Saar in die gesamten Kämpfe um die deutsche Westgrenze einzubinden.¹⁰ Doch Sante konnte zusammen mit dem Aachener Geographen Hermann Overbeck Anfang 1930 das Projekt *Saar-Atlas* durchsetzen. In Denkschriften und auf Besprechungen in Berlin erläuterte Sante den geldgebenden Ministerien den Plan des *Saar-Atlas*. Als ein durch den Versailler Vertrag diktiertes Gebilde, dessen Grenzen des Saargebiets »nicht aus wissenschaftlichen Gründen, sondern von politischen Kräften gezogen« worden seien,¹¹ durften weder das Saargebiet noch das engere Industriegebiet die räumliche Grundlage des Kartenwerkes bilden. Ziel des *Saar-Atlas* sei vielmehr, durch die Darstellung der »geographischen, historischen, kulturellen und wirtschaftlichen Fragen der Grenzlandschaft an der mittleren Saar«, ihrer Verbindung mit den Rheinlanden, der Beziehungen zu Lothringen und der allgemeinen deutsch-französischen Grenzproblematik die »Wurzellosigkeit« eines selbständigen Saargebietes aufzuzeigen.¹² Der Historiker Hermann Oncken bemängelte auf einer der Besprechungen in den Berliner Ministerien, daß der *Saar-Atlas* das Saargebiet begrifflich zu stark betone.¹³ Sante beruhigte ihn: Das oberste Ziel des *Saar-Atlas* sei, die »Vergänglichkeit und Künstlichkeit des Saargebietes« zu belegen.¹⁴ Overbeck ergänzte, der *Saar-Atlas* schaffe die »Widersinnigkeit« einer saarländischen Autonomie aus der Welt, weil er den Nachweis erbringe, daß sich das Saargebiet nicht mit den politischen Grenzen der historischen Territorien an der mittleren Saar und den emotionalen Bezügen seiner Bevölkerung decke.¹⁵ Der *Saar-Atlas* umfaßte Karten zur saarländischen Geologie, Geographie, Geschichte, Volkskunde und besonders zur Wirtschaft. Ein Gutteil der Karten sollte den wissenschaftlichen Charakter des Werkes hervorheben. Den Herausgebern wichtiger waren die Darstellungen vielfältiger Beziehungen zwischen dem Saargebiet und den angrenzenden Regionen, um die Künstlichkeit dieses Territoriums zu beweisen.

Zusätzlich zum *Saar-Atlas* gab Sante zusammen mit dem Dozenten an der Deutschen Hochschule für Politik Adolf Grabowsky den Sammelband *Die Grundlagen des Saarkampfes* (Berlin: Heymann 1934) heraus. Für die Autoren gab es ihr Forschungsobjekt eigentlich

gar nicht. Overbeck setzte in seinem Beitrag den Namen des Saargebiets immer in Anführungsstriche.

Da für die Saarforscher das Saargebiet keine Existenzberechtigung hatte, überlegten sie schon früh, wohin es nach einer Rückgliederung ans Deutsche Reich wieder verschwinden sollte. Für Steinbach stand fest, daß es wieder der preußischen Rheinprovinz zugeordnet werden müsse. Seiner Meinung nach gehörte nicht nur das Saargebiet politisch-militärisch und wirtschaftlich zum Regierungs-Bezirk Trier, sondern obendrein die ganze Westpfalz bis zur Haardt: »Preussen-Norddeutschland« solle »nicht nur politisch-militärisch, sondern auch kulturell die Wacht an der Westgrenze« halten.¹⁶

Andere SFG-Mitarbeiter ließen die Saar eher nach Osten tendieren und die Saarforschung geriet durch die Heim-ins-Reich-Propaganda immer mehr unter den Einfluß der pfälzischen Nationalsozialisten. Ende 1934 war deutlich geworden, daß das Saargebiet nicht zu Preußen zurückkehren, sondern dem von Hitler mit der Rückgliederungspropaganda betrauten pfälzischen Gauleiter Josef Bürckel zugeteilt würde. Sante, dem seine saarländischen Freiräume gut gefielen, wollte nicht ans Wiesbadener Archiv zurückkehren und wandte sich ebenfalls der Pfalz zu. Er setzte auf eine Übernahme durch die künftige Gauverwaltung, wozu er sich dem pfälzischen Gauwissenschaftsreferenten Hermann Emrich anbot. Hierzu befürwortete er eine Zusammenlegung der SFG mit der Pfälzischen Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften. Nach außen solle die saarländisch-pfälzische Regionalwissenschaft Elsaß-Lothringen erforschen, wozu in Saarbrücken ein Grenzlandinstitut geplant wurde. Um dem Gau inneren Halt und eine neue Identität zu geben, wollte Sante eine dem *Saar-Atlas* entsprechende geographische, historische, kulturelle und wirtschaftliche Gesamtschau des Raumes von Saarbrücken bis Mannheim leisten: »Die geplante Darstellung des »saar-pfälzischen Raumes« solle darauf zielen, aus der Verwaltungseinheit, die das Gesetz über die Reichsreform schaffen wird, auch eine geistige Einheit zu machen.«¹⁷ Die Identität einer territorialen Einheit, die es historisch nie gegeben hatte, im Falle des Saargebiets hatte Sante noch versucht, sie zu leugnen, im Falle des »saar-pfälzischen« Raumes wollte er sie für Bürckels Herrschaftsgebiet begründen.¹⁸

Im Herbst 1935 übernahm die pfälzische Gauleitung den größten Teil der saarländischen Regionalforscher in die Pfälzische Gesellschaft, von wo aus die geschichtliche, geographische, volkskundliche und bevölkerungsmäßige Einheit des NS-Gaues Saarpfalz gepredigt wurde. Aubin, der eine offizielle Amtsübergabe an Steinbach wünschte, hatte aber die SFG nicht auflösen lassen und führte von Breslau aus eine im Grunde inexistente SFG weiter, bis er den Vorsitz über eine Forschungsgemeinschaft ohne Forscher im Januar 1938 an den Geographen Wolfgang Panzer übergab. Panzers Ernennung ist das letzte, was von der SFG aktenkundig wurde.

Saarforschung in der Zwischenkriegszeit war eine politisch höchst delikate Angelegenheit. Nicht nur war es schwierig für Wissenschaftler sich den nationalen Ansprüchen, Erwartungen und Anforderungen zu entziehen, die Saarforscher verlangten geradezu nach vaterländischer Bewährung in einem über den Weltkrieg hinaus fortgesetzten geistigen Kampf gegen Frankreich. Ein von jenem »Erbfeind« und dem verhaßten Versailler Frieden begründetes Saargebiet hatte bei den nationalistischen Historikern, Geographen, Germanisten, Wirtschaftswissenschaftlern und Juristen keine Überlebenschance. Saaridentität wurde fast mit Separatismus gleichgesetzt. Zwischen 1920 und 1935 existierte Saarforschung überhaupt nur, um die Saar abzuschaffen.

Anmerkungen

1. Bayerisches Hauptstaatsarchiv München (BayH-StA), MA 108204: [Georg Wilhelm] Sante, *Die französische Propaganda im Saargebiet: Vortrag gehalten auf der Tagung der Rheinischen Forschungsgemeinschaft in Trier am 1. August 1932*, Abdruck für Geheimrat Heinrich Jolas, S. 5; Übersetzung aus *Vie de la Société. Bulletin de la Société des amis des pays de la Sarre* 1 (1923/24), S. 11.
2. BArch, R431/245, Bl. 264: [Verlag Gebrüder Hofer AG] *Von der Notwendigkeit und den Kosten der Schaffung eines umfassenden Saar-Sammelwerkes*; Bl. 303: Dilthey (Reichsministerium für die besetzten Gebiete – RMbG) an Reichskanzlei vom 8.3.1929.
3. BArch, R1601/1829, Bl. 2–3: Rühlmann an RMbG vom 6.5.1927; Ressort-Besprechung am 16.3.1929.

4. Friedrich Metz, *Zur Geographie des Saargebiets*, neu aufgelegt in: *Land und Leute. Gesammelte Beiträge zur deutschen Landes- und Volksforschung*, zsgest. und hrsg. von E[mil] Meynen, R[uthardt] Oehme, Stuttgart: Kohlhammer 1961, S. 264.
5. Hessisches Hauptstaatsarchiv Wiesbaden (HessHStA), 1150/46: Sante, *Saar-Forschungsgemeinschaft und Kulturpolitik an der Saar: 1925–1935* [ca. Anfang 1938], S. 5.
6. HessHStA, 1150/63: Sante an Hermann Emrich vom 14. 3. 1935, S. 3.
7. BayHStA, MA 108204: Goldenberger (Bayerischer Kultusminister) an Bayerischen Außenminister vom 7. 2. 1927, S. 2.
8. HessHStA, 1150/63: Sante, Tätigkeitsbericht vom 26. 1. 1935, S. 1.
9. HessHStA, 1150/69: Sante an Aubin vom 9. 7. 1931, S. 2.
10. HessHStA, 1150/68: Steinbach an Sante vom 14. 3. 1930.
11. HessHStA, 1150/68: [Sante] *Erläuterter Plan des Saar-Atlas* [2. 6. 1930], S. 1.
12. HessHStA, 1150/68: Sante, *Grundlinien des Saar-Atlas* vom 6. 3. 1930, S. 2 und 1.
13. HessHStA, 1150/69: Haslinde, Bublitz, Besprechung am 21. 10. 1931 wegen der Herausgabe des *Saar-Atlas*, S. 2.
14. HessHStA, 1150/69: Sante, Wünsche der Berliner Besprechung am 21. 10. 1931 vom 29. 10. 1931, S. 1 und 2.
15. BayHStA, MA 108204: Overbeck, *Saar-Atlas*.
16. Landeshauptarchiv Koblenz, 442/8548, Bl. 11–13: Steinbach an [Konrad] Saassen vom 4./5. 11. 1933.
17. HessHStA, 1150/63: Sante an Emrich vom 15. 3. 1935, S. 1–2.
18. BArch, R146/49: Sante an den Kommissar für den Archivschutz vom 9. 9. 1940.

Weiterführende Literatur

- Becker, Irmgard-Christa: *Die Instrumentalisierung des Stadtarchivs Saarbrücken für die Saarpropaganda 1929–1935*, in: *Das deutsche Archivwesen und der Nationalsozialismus: 75. Deutscher Archivtag 2005 in Stuttgart*, hrsg. von Robert Kretzschmar, Essen: Klartext 2007 (= *Tagungsdokumentationen zum Deutschen Archivtag*, Bd. 10), S. 399–406.
- Fahlbusch, Michael: *Wissenschaft im Dienst der nationalsozialistischen Politik? Die »Volksdeutschen Forschungsgemeinschaften« von 1931–1945*, Baden-Baden: Nomos 1999, 887 S.
- Freund, Wolfgang: *Völk, Reich und Westgrenze: Deutsch-tumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925–1945*, Saarbrücken: KSLV 2006 (= *Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung*, Bd. 39), zugl.: Saarbrücken – Metz, Univ., Diss., 2002, 551 S.
- Herrmann, Hans-Christian: *Grundzüge der saarländischen Archivgeschichte: Archive im Kontext fehlender Verwaltungstradition und eines sich bildenden historischen Raumes*, in: *Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte* 22 (1996), S. 213–232.
- Lempert, Peter: *»Das Saarland den Saarländern!« Die frankophilen Bestrebungen im Saargebiet 1918–1935*, Köln: dme 1985 (= *Kölner Schriften zur Romanischen Kultur*, Bd. 3), zugl.: Köln, Univ., Diss., 542 S.
- Linsmayer, Ludwig: *Politische Kultur im Saargebiet 1920–1932: Symbolische Politik, verbundene Demokratisierung, nationalisiertes Kulturleben in einer abgetrennten Region*, St. Ingbert: Röhrig 1992 (= *Saarland Bibliothek*, Bd. 2), zugl.: Saarbrücken, Univ., Diss., 1991, 535 S.
- Maxim, Wilfried: *»Frontabschnitte« der »Westforschung« in der Publizistik der Bonner Schule*, in: *Griff nach dem Westen: Die »Westforschung« der völkisch-nationalen Wissenschaften zum nordwesteuropäischen Raum (1919–1960)*, hrsg. von Burkhard Dietz, Münster – New York: Waxmann 2003 (= *Studien zur Geschichte und Kultur Nordwesteuropas*, Bd. 6), S. 715–740.
- Schöttler, Peter: *Die historische »Westforschung« zwischen »Abwehrkampf« und territorialer Offensive*, in: *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918–1945*, hrsg. von Peter Schöttler, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997, S. 204–261.
- Zenner, Albert: *Der Historische Verein und die Heimatbewegung 1925–1927*, in: *Zeitschrift für die Geschichte der Saargegend* 37 (1989), S. 138–165.

Die Anfänge der saarländischen Arbeiterbewegung bis 1914

Von Joachim Heinz

Der Verfasser, Joachim Heinz, hielt diesen Vortrag am 22. März 2007 im Rahmen der von Hans-Joachim Kühn konzipierten Ausstellung *Freiheit – Brot – Gerechtigkeit* in der Stiftung Demokratie Saarland, Saarbrücken. Der mündliche Stil wurde für die Veröffentlichung beibehalten. Die Vortragsfassung wurde sprachlich überarbeitet und an einigen Stellen, an denen der Autor an Hand von Stichworten frei gesprochen hat, ergänzt. Um Mißverständnisse zu vermeiden, wurden die im Vortrag erwähnten Veröffentlichungen in Fußnoten mit bibliographischen Daten versehen, wobei der Autor Wert darauf legt, daß es sich um beispielhafte Nennungen handelt. Joachim Heinz wirft einen kritischen Blick auf die bisher erschienenen Forschungsarbeiten und moniert, dokumentiert durch zahlreiche Beispiele, die unzulängliche Auswertung zugänglicher Quellen zur Arbeiterbewegungsgeschichte an der Saar.

Im Schnelldurchgang, quasi in zwölf Stichworten, möchte ich den bekannten Stand zur Geschichte der Arbeiterbewegung an der Saar bis 1914 darstellen, um dann in einem zweiten Teil – und das ist mein Hauptanliegen – fünf Anmerkungen zur weiteren Beschäftigung mit diesem Thema zu machen. Ich komme zu der Kurzdarstellung der saarländischen Arbeiterbewegung vor 1914.

1. Die im Rahmen der bürgerlichen Revolution 1848/49 sich bildenden Arbeitervereine, insbesondere die Arbeiterverbrüderung und erste Gewerkschaftsgründungen haben an der Saar keinen erkennbaren Widerhall gefunden. Einige Arbeitsniederlegungen, meist von unständigen Bergleuten, die im Eisenbahnbau eingesetzt wurden, und Arbeiterpetitionen an die Nationalversammlung waren an der Saar zu verzeichnen.

2. Die Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeiter-Vereins (ADAV, »Lassallianer«) 1863 und die Wiedergründung von Gewerkschaften in Deutschland der 1860er Jahre gingen am Saarrevier weitgehend spurlos vorbei. Die einzige dauerhafte Ausnahme war 1867 die Bildung des Westgaus Trier-Saarbrücken des Verbandes der Buchdrucker mit Mitgliedern in Saarbrücken-St. Johann, Saarlouis und Merzig. Die Versuche der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei (SDAV, »Eisenacher«) Ende der 1860er, Anfang der 1870er Jahre Kontaktadressen u. a. unter Bergarbeitern zu finden, scheiterten.

3. In den 1870er Jahren gab es erste Versuche der Sozialdemokratie, im Saarrevier Fuß zu fassen. Zentrum war St. Johann, wo es kurz-

fristig gelang, unter den Handwerksgesellen einen sozialdemokratischen Verein zu bilden. Die Versammlungen wurden fast ausschließlich von auswärtigen Reiseagitatoren bestritten. Am 1. Juli 1877 erschien in St. Johann die erste Ausgabe der sozialdemokratischen *Freien Volksstimme*; nach sieben Ausgaben mußte die Zeitung eingestellt werden, jede Ausgabe hatte den verschiedenen Redakteuren mehr als ein Jahr Gefängnis eingebracht.

4. Ebenfalls 1877 wurde auf Initiative von Karl-Ferdinand von Stumm-Halberg mit Unterstützung der staatlichen Arbeitgeber das Sozialistengesetz der Saarindustrie geschaffen, mit dem Ziel, jegliche sozialdemokratische und gewerkschaftliche Bewegung im Saarrevier zu verhindern, wobei sich die Initiatoren die Definitionsmacht darüber, wer oder was sozialdemokratisch bzw. gewerkschaftlich sei, vorbehielten.

5. »Deutschrußland« und später »Saarabien« waren reichsweit nicht nur bei der politischen Linken gebräuchliche Bezeichnungen zur Beschreibung der politisch-sozialen Zustände im preußischen Saarrevier.

6. Die von der Katholischen Kirche ab den 1850er Jahren initiierte Gründung von St.-Barbara-Bruderschaften und Knappenvereinen verfolgte ideologisch z. T. gleiche Ziele wie das spätere Sozialistengesetz der Saarindustrie: die Unterdrückung jeglicher autonomer Arbeiterbewegung, um die Berg- und Hüttenarbeiter in religiöser, sozialer und geselliger, später auch in politischer Hinsicht auf der »rechten Bahn« zu halten.



Kohlenabsatz auf der Grube Itzenplitz

7. Die unhaltbaren sozialen Zustände auf den Staatsgruben und das Beispiel der Ruhrbergarbeiter führten zur großen Streikzeit 1889–1893 mit zur Bildung des Rechtsschutzvereins, der zeitweise zwei Drittel der Bergleute organisierte. Dieser brach durch Gegenmaßnahmen der Bergverwaltung, Entzug der Unterstützung seitens des katholischen Klerus und der Zentrumspartei sowie durch eigene Fehler des Führungspersonals zusammen.

8. Kurzfristige Erfolge der Sozialdemokratie Anfang der 1890er Jahre, die mit dem *Boten von der Saar* für zweieinhalb Jahre erneut eine sozialdemokratische Zeitung im Saarrevier plazieren konnte, brachen unter dem Druck von Behörden, Unternehmern und der Katholischen Kirche erneut zusammen.

9. Die Ära Stumm in den 1890er Jahren als Ausdruck größten politischen Einflusses Stumms im Deutschen Reich ging einher mit dem Versuch, in völliger ideologischer Verbohrtheit wirtschaftliche Macht auch unter Mißachtung von Recht und Gesetz zur Erlangung politischer Konformität im Saarrevier einzusetzen. Und in diesem Zusammenhang kann eine Tafel der Ausstellung – auch unter Berücksichtigung der sich bei Ausstellungsprojekten zwangsweise ergebenden Not-

wendigkeit zur Verkürzung der Sachverhalte – nicht unkommentiert stehenbleiben. Im Begleitbuch¹ ist zum Thema *Politische Parteien und Wahlen* zu lesen: »Im Unterschied zum Dreiklassenwahlrecht in Preußen wurde der Reichstag nach allgemeinem, freiem Wahlrecht gewählt.« Dies die Theorie. Daß es nur ein Männerwahlrecht war, wobei z. B. auch Soldaten und Männer, die Fürsorgeleistungen erhielten, vom Wahlrecht ausgeschlossen waren, mag man vielleicht noch als allgemein bekannt voraussetzen. Daß die unveränderte Wahlkreiseinteilung in der Phase der Hochindustrialisierung und die Bildung von Großstädten zu einer immer größeren Wahlungerechtigkeit in Bezug auf die Gleichheit der Stimme führten, ist schon weniger bekannt. Speziell im preußischen Saarrevier kamen massenweise Wahlrechtsverletzungen hinzu:

- Arbeiter aus Großbetrieben wurden nicht selten in geschlossener Formation zur Wahlurne geleitet.

- Da es keine einheitlichen Stimmzettel gab, diese vielmehr je Kandidat nach Größe und Farbe unterschiedlich sein konnten, war leicht erkennbar, welchen Wahlzettel der Einzelne in der Hand hatte, zumal es vor 1903 keine Wahlumschläge gab.

– Den Arbeitern wurde oftmals der »richtige« Wahlzettel von Vorgesetzten in die Hand gedrückt; im Wahllokal angekommen – es gab noch keine Wahlkabinen – sah man sich einem Wahlvorstand gegenüber, der oftmals auch aus Vorgesetzten von Grube bzw. Hütte bestand, so daß sich kaum jemand traute, einen anderen Wahlzettel als den vom Vorgesetzten aufgedrängten in die Urne zu werfen.

– Noch bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts gab es nach Wahlen in saarländischen Zeitungen regelmäßig Anzeigen von Leuten, die versicherten, nicht für die eine oder andere Partei gestimmt zu haben.

– In den 1890er Jahren und Anfang des 20. Jahrhunderts gab es im Saarrevier kaum eine Reichstagswahl, die nicht bei der Wahlprüfungskommission des Reichstags angefochten wurde, und zwar oftmals mit Erfolg. »Saarabien« steht für Wahlfälschung und Wahlbeeinflussung in großem Stil.

10. Während die SPD in den preußischen Teilen des Saarreviers bis 1914 deutlich hinter der Reichsentwicklung zurückblieb – sowohl was Wahlergebnisse als auch was Mitglieder angeht –, konnte sie in St. Ingbert schon Anfang der 1890er Jahre Fuß fassen, was sich besonders auch in den Wahlergebnissen zum Reichstag ausdrückt.

11. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts konnte die (sozialdemokratische) Arbeiterbewegung im preußischen Saarrevier insbesondere unter der Handwerkerbevölkerung St. Johanns Erfolge verbuchen, was sich organisatorisch u. a. in der Bildung eines Gewerkschaftskartells der Freien Gewerkschaften, der Gründung des Arbeitersekretariats, der Herausgabe der sozialdemokratischen *Saarwacht* ab 1905 und der Bildung sowohl eines sozialdemokratischen Vereins als auch zahlreicher Zahlstellen der Freien Gewerkschaften wie auch eines Gewerkschaftskartells des *Hirsch-Duncker-schen Gewerkevereins* und des Bezirkskartells der Christlichen Gewerkschaften Deutschlands ausdrückte. Ähnliches kann für St. Ingbert, das Zentrum der Gewerkschaftsbewegung in der bayerischen Saarpfalz, nachgewiesen werden.

12. Gleichzeitig nahm die Zersplitterung der Gewerkschaften zu. Mit Duldung der staatlichen Grubenverwaltung konnte der *Gewerkeverein christlicher Bergarbeiter* ab 1904 starke Organisationserfolge erzielen, wurde aber im sogenannten Gewerkschaftsstreit von den

katholischen Arbeitervereinen (Sitz Berlin) durch tatkräftige Unterstützung des Bischofs von Trier im eigenen Lager heftig befehdet. Die Hüttenindustrie im preußischen Saarrevier reagierte mit der Bildung gewerkschaftsfeindlicher Werkvereine, den »Gelben« Gewerkschaften. Die übergroße Mehrzahl der Arbeiterschaft im preußischen Saarrevier war vor 1914 konservativ, katholisch, obrigkeitstreu und geblendet von dem schönen Schein sog. Wohlfahrtseinrichtungen. Der Schritt von der Klasse an sich zur Klasse für sich, wie Marx es formuliert hat, also die Bildung des Klassenbewußtseins, des Bewußtseins der gleichen Lage, fand im Saarrevier vor 1914 nicht statt.

So in aller Kürze zeigt sich in der wissenschaftlichen Forschung die Geschichte der Arbeiterbewegung im Saarrevier bis 1914. Mit wenigen Ausnahmen handelt es sich um Veröffentlichungen, die bis Mitte der neunziger Jahre erschienen sind. Beispielhaft genannt seien nur die verschiedenen Beiträge Klaus-Michael Mallmanns² insbesondere zur Bergarbeiterbewegung und zum Einfluß der Katholischen Kirche auf die Bergarbeiterbevölkerung im Saarrevier, die Veröffentlichungen von Horst Steffens³ – teilweise mit Mallmann – zur Bergarbeiterbewegung, die Beiträge von Horstwalter Heitzer⁴ und Michael Sander⁵ zur christlichen Bergarbeiterbewegung, wobei Sander auch auf den sogenannten Gewerkschaftsstreit und die katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin) intensiv eingeht. Aus dieser wissenschaftlich sehr ergiebigen Phase zur Sozialgeschichte an der Saar möchte ich nur noch die Dissertation von Hans Horch zum Wandel der Gesellschafts- und Herrschaftsstrukturen in der Saarregion,⁶ den Sammelband *Richtig dabei waren wir nie*,⁷ den von Richard van Dülmen herausgegebenen Band zur *Industriekultur an der Saar 1840–1914*⁸ sowie den von Hans-Walter Herrmann herausgegebenen Sammelband *Das Saarrevier zwischen Reichsgründung und Kriegsende (1871–1918)*⁹ nennen. Weiterhin unverzichtbar sind ältere, bis 1935 erschienene Werke.¹⁰

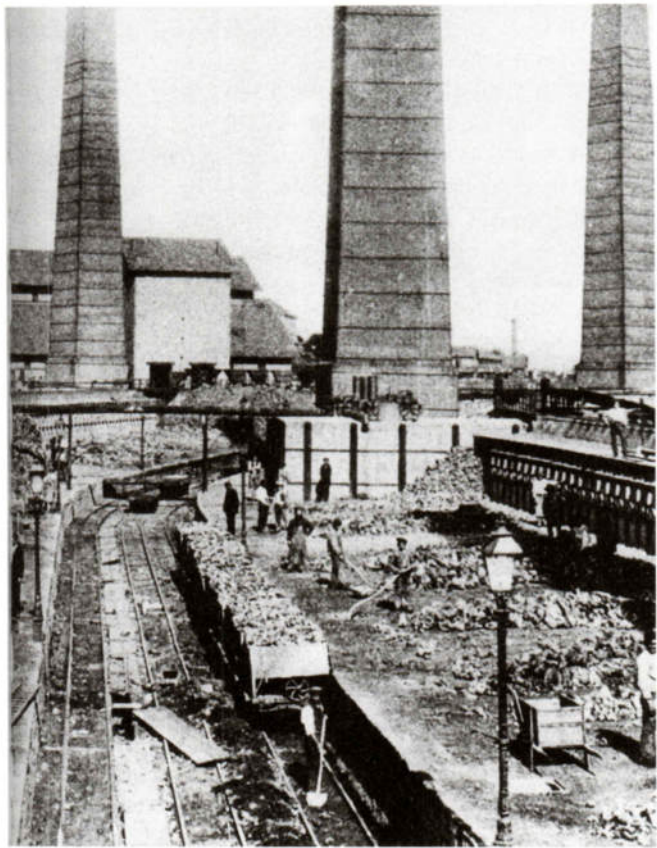
Auch für die letzten Jahre lassen sich einige Veröffentlichungen nennen, die zur besseren Kenntnis der Sozialgeschichte bis 1914 an der Saar, insbesondere zur Arbeiterbewegung beigetragen haben. Hinweisen möchte ich – wieder nur beispielhaft – etwa auf die Festschrift Hubert Kesternichs zur Gewerkschaft

Holz und Kunststoff,¹¹ Heinz Gillenbergs Beitrag zu Karl Ferdinand von Stumm-Halberg,¹² Kurt Legrums Veröffentlichung zur SPD Blieskastel,¹³ die in der Reihe Arbeitswelten erschienene Veröffentlichung zur Völklinger Hütte,¹⁴ der Sammelband Forschungsaufgabe Industriekultur¹⁵ und die neuerdings vom Ehepaar Jüngst/Jüngst-Kipper herausgegebenen Erlebnisse und Erinnerungen des alten Bergmanns Johannes Meiser.¹⁶ Auch ich habe mich mit dem einen oder anderen Thema aus diesem Zeitabschnitt saarländischer Sozialgeschichte intensiver befaßt, wobei ich nur auf das Buch zur Geschichte der ÖTV Saar im 20. Jahrhundert und den Beitrag zum Gewerkschafter, Sozialdemokraten und ersten Arbeitsdirektor in Deutschland, Nikolaus Osterroth hinweisen möchte.¹⁷

Festzuhalten bleibt, nach wie vor fehlt eine umfassende Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegung vor 1914, und dies hat sicherlich mehrere Gründe:

- Auch historische Themen unterliegen einem Konjunkturwandel. In den siebziger und achtziger Jahren des 20. Jahrhundert hatte Sozialgeschichte mit dem Schwerpunkt Arbeiterbewegungsgeschichte nicht nur in der Historikerzunft großes Interesse auf sich gezogen. Dies hat sich geändert. Ketzerisch könnte ich sagen, heute haben die Jakobswege an Saar, Blies und Mosel Konjunktur. Eine Rolle spielt in diesem Zusammenhang auch, daß in der DDR die Beschäftigung mit der Geschichte der Arbeiterbewegung quasi staatslegitimierende Aufgabe war. Obwohl oft der Tribut an die jeweils aktuell letzte ideologische Wahrheit den Wert und vor allem die Lesbarkeit der Arbeiten stark einschränkte, läßt sich durchaus einiges quellenmäßig auch für die Geschichte der Arbeiterbewegung an der Saar gewinnen. Dies hat aus bekannten Gründen nach 1989 stark nachgelassen.

- Wenn denn doch noch Veröffentlichungen zur Sozialgeschichte mit Schwerpunkt Arbeiterbewegungsgeschichte in Deutschland



Die Hüttenkokerei der Stummschen Werke in Neunkirchen

erscheinen, bleibt das Saarindustrieviertel oftmals außen vor.

- Weder in der Philosophischen Fakultät der Universität des Saarlandes noch im Landesarchiv Saarbrücken hat dieses Thema erkennbar eine Heimat.¹⁸ Als große Enttäuschung diesbezüglich ist auch der 1994 erschienene Band 3, 2. Teil der Geschichtlichen Landeskunde des Saarlandes unter dem Titel *Die wirtschaftliche und soziale Entwicklung des Saarlandes (1792–1918)* zu nennen. Speziell der von Paul Thomes bearbeitete Zeitraum nach 1871 spricht sozialgeschichtliche Themen der Arbeiter- und Gewerkschaftsbewegung nur in homöopathischer Dosierung unter völliger Weglassung wesentlicher Fragestellungen an.¹⁹

- Leider hat auch die vor einigen Jahren gegründete IndustrieKultur Saar GmbH ausschließlich andere Aufgaben, was bei einer Ausstattung von über 100 Millionen Euro bedauerlich ist.

- Daß sich sowohl Unionstiftung als auch die Stiftung Demokratie Saarland auch sozialgeschichtlicher Themen annehmen, sei positiv

erwähnt, kann aber für die aufgezeigten Defizite selbstredend kein Ersatz sein.

Bei allen Gründen, warum das Thema Sozialgeschichte, speziell Arbeiterbewegungsgeschichte vor 1914 an der Saar in den letzten Jahren eher stiefmütterlich seitens der Forschung behandelt wird, muß darauf hingewiesen werden, daß es an der Quellenlage, wie ich noch zeigen werde, nicht liegen kann.

Ich möchte fünf Anmerkungen machen, die ich für wichtig erachte für die weitere wissenschaftliche Aufarbeitung der Sozial- und Arbeiterbewegungsgeschichte im Saarrevier vor 1914.

1. Ich plädiere für die konsequente regionale Erweiterung des Betrachtungsgebietes, wenn man sich mit der Arbeiterbewegung des Saarreviers beschäftigt, ungeachtet damals vorhandener politischer Grenzen.

a) Es wurde in der Literatur schon vielfach moniert, daß der bis 1918 zu Bayern gehörende Teil der Saarpfalz bei solchen Untersuchungen meist nur am Rande oder gar nicht behandelt wird, völlig zu Unrecht wie ich meine. Gab es doch mit St. Ingbert und Homburg industrielle bzw. Handwerkerzentren, die die Prozesse der Industrialisierung ebenso vollzogen haben wie im preußischen Teil des Saarindustriereviers. Es kommt hinzu, daß sich aufgrund unterschiedlicher Rechtsverhältnisse, etwa im Vereinsrecht, eine andere Entwicklungsmöglichkeit für die Arbeiterbewegung im bayerischen Teil des Saarreviers ergab, die auch auf den preußischen Teil ausstrahlte. Beispielhaft erwähnt sei in diesem Zusammenhang nur, daß Hans Böckler, als er 1903 die Stelle eines besoldeten Geschäftsführers für die Verwaltungsstelle St. Johann-Saarbrücken des Deutschen Metallarbeiterverbandes annahm, den Sitz der Verwaltungsstelle zunächst ins damals bayerische St. Ingbert verlegte.²⁰

b) Wird dieses Petikum zumindest von einigen Autoren – ansatzweise – berücksichtigt, ist beim nächsten Punkt fast vollständig Fehlanzeige zu melden. Die zukünftige Beschäftigung mit dem Thema sollte sich auch auf Elsaß und Lothringen ausdehnen. Eine Betrachtungsweise, die in der Wirtschaftsgeschichte aus guten Gründen schon praktiziert wird, weil sie – der tatsächlichen industriellen Verflechtung entspricht,

– das Massenphänomen saarländischer Grenzgänger insbesondere im Bergbau nach Lothringen besser berücksichtigen kann und
– auch die Organisationswirklichkeit der Arbeiterbewegung wesentlich besser widerspiegelt.

Saarrevier, Elsaß und Lothringen, teilweise auch die bayerische Pfalz bildeten vor 1914 vielfach einen Gewerkschaftsbezirk, damals Gau genannt. Beispielhaft hinweisen möchte ich etwa auf den Gau 12 der Bauhilfsarbeiter, der 1908 das Saarrevier und Lothringen umfaßte; Gau 13 der Brauereiarbeiter umfaßte 1900 die bayerische Rheinpfalz, Elsaß-Lothringen und die Zahlstelle Saarbrücken; für viele andere Gewerkschaften, nicht nur die freigewerkschaftlichen, läßt sich gleiches nachweisen. François Roth war bisher derjenige, der am eindringlichsten für diese Verknüpfung eingetreten ist, ohne daß seine Hinweise beachtet worden sind.²¹ Er hat auch darauf hingewiesen, daß die Gewerkschaftsbewegung vor 1918 in Lothringen wesentlich eine deutsche Bewegung war, und – so darf ich ergänzen –, was Agitation, Werbung und Veranstaltungen, sowohl der freigewerkschaftlichen als auch der christlichen Gewerkschaften angeht, wesentlich aus dem Saarrevier betrieben wurden. Dabei sollte zukünftig auch der Frage nachgegangen werden, welche Auswirkungen die der Bevölkerung im Reichsland Elsaß-Lothringen aufoktroyierte nationale Zugehörigkeit auf die sozialen Konflikte hatte. Der in der wissenschaftlichen Darstellung herausgearbeitete verhängnisvolle Zusammenhang zwischen nationaler und sozialer Frage für die Völkerbundszeit im Saarrevier muß auch für die Zeit der Annexion Elsaß-Lothringens thematisiert werden. Für die Sozialdemokratie liegen zu dieser Fragestellung – nicht speziell auf die Saarregion bezogen – schon einige Veröffentlichungen vor. Fragestellungen, ob und gegebenenfalls welche Unterschiede es diesbezüglich zwischen den deutsch- und den französischsprachigen Teilen von Elsaß-Lothringen gab, sind bisher nur ansatzweise behandelt.

2. Thematisch sollte sich die Sozialgeschichte/Arbeiterbewegungsgeschichte stärker mit der Frauenfrage beschäftigen. Sicherlich hat die rechtliche Situation (fehlendes Wahlrecht, Beschränkung im Vereinsrecht und im Ausbildungswesen) Frauen weitgehend aus der

politischen Öffentlichkeit und vielfach aus der Arbeitswelt ausgeschlossen. Wie aber verhielten sich die Frauen zur politisch gewerkschaftlichen Arbeit ihrer Männer; waren sie, wie oft behauptet wird, durch die Beeinflussung seitens der Katholischen Kirche wesentlich am Niedergang gewerkschaftlicher Organisationen beteiligt, indem sie die Männer zum Austritt drängten oder deren Organisation schon von Anfang an verhinderten? Welche Forderungen vertraten die Organisationen der Arbeiterbewegung in Bezug auf die Frauenarbeit; wie war die industrielle Frauenarbeit im Saarrevier vertreten, wurden die Frauen – wie für Villeroy und Boch nachgewiesen – als Lohn-drücker mißbraucht? Nikolaus Osterroth und Hans Böckler haben beide berichtet, wie ihre Frauen sie in ihrer politischen und Gewerkschaftsarbeit unterstützt haben; waren das die berühmten Ausnahmen von der Regel?²²

3. Wesentlich stärker thematisch zu behandeln ist die christliche Gewerkschaftsbewegung im Saarrevier, Elsaß-Lothringen und der Saarpfalz, die oft völlig zu Unrecht nur am Rande behandelt wird. Sander und Heitzer haben hier Vorarbeit geleistet. Speziell wegen des langfristig wirkenden Einflusses der Katholischen Kirche auf die Saararbeiterschaft darf diese Bewegung nicht unterschätzt werden. Allerdings sind dabei Veröffentlichungen wie die Studie von Joachim Sand zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der KAB in der Diözese Trier²³ wenig hilfreich. Er verläßt des öfteren die wissenschaftliche Ebene, ergreift Partei für die »Berliner« gegen die »Westdeutschen«, die »Mönchengladbacher« Richtung und übernimmt tendenziöse Meinungen gegenüber der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung als eigene. Ich weiß nicht, ob Joachim Sand Fußballanhänger ist: wenn ich sage, er hat für die »Berliner« gegen die »Mönchengladbacher« Richtung Stellung bezogen, hat dies jedoch nichts mit der Fußballbundesliga zu tun. Es handelt sich – ich darf dies kurz erklären – um einen Richtungsstreit innerhalb der katholischen Arbeitervereine. Die »Mönchengladbacher«, reichsweit die Mehrheit, empfahlen ihren Mitgliedern, sich gewerkschaftlich in den christlichen Gewerkschaften zu organisieren. Die »Berliner Richtung«, mit Schwerpunkten im Bistum Breslau und besonders im Bistum Trier, empfahl ihren katholischen Arbeitern, sich gewerkschaftlich

in den sogenannten Fachabteilungen, Angliederungen an die katholischen Arbeitervereine, zu organisieren. Die Fachvereine waren wie die katholischen Arbeitervereine rein katholisch organisiert, die letzte Entscheidungshoheit lag bei Instanzen der Katholischen Kirche, und nicht bei den Arbeitern. Sie lehnten das Streikrecht ab. Die gewerkschaftliche Organisation katholischer Arbeiter in den christlichen Gewerkschaften lehnten sie strikt ab, weil diese interkonfessionell organisiert waren, also auch evangelische Arbeiter aufnahmen und die christlichen Gewerkschaften von den »Berlinern« als Vorfrucht der Sozialdemokratie angesehen wurden. Fast völlig im Dunkeln tappen wir bisher zur Arbeiterpolitik des Zentrums und der Nationalliberalen im Saarrevier vor 1914; auch über die evangelischen Arbeitervereine, die immerhin etwa 8000 Arbeiter vor 1914 im Saarrevier organisiert haben sollen, wissen wir so gut wie nichts.

4. Thematisch einbezogen werden muß zukünftig auf jeden Fall die Werkvereinsbewegung, die sogenannten »Gelben« Gewerkschaften. Das Saarrevier war reichsweit bis 1918 eine der Hochburgen der »gelben Bewegung«, insbesondere in der Hüttenindustrie, aber auch in der öffentlichen Verwaltung, der Bau- und Chemiebranche. Von Interesse sind dann auch Fragestellungen nach der Konfliktbereitschaft und dem Durchsetzungswillen und -vermögen dieser dort organisierten Arbeiter gegenüber den Unternehmern. Welche Forderungen haben sie erhoben, welche haben sie durchgesetzt? Welche Rolle spielten die betriebsinternen Arbeitsausschüsse? Gab es jenseits der offiziellen und öffentlichen gegenseitigen Polemik auch Kontakte oder gar punktuelle Zusammenarbeit mit christlichen Gewerkschaften oder den katholischen und evangelischen Arbeitervereinen? Für letztere scheint dies klar zu sein. Inwieweit half den »Gelben« bei der Durchsetzung von Forderungen die Drohung, sich den freien oder christlichen Gewerkschaften anschließen zu wollen?

5. Fast völlig unberücksichtigt bleibt bisher die Auswertung der Veröffentlichungen der Arbeiterbewegung selbst. Ich möchte keine unberechtigten Erwartungen schüren und behaupte nicht, die Geschichte der Arbeiterbewegung vor 1914 im Saarindustrierevier müßte neu geschrieben werden. Fest steht für mich

aber, daß durch Einbeziehung zeitgenössischer Quellen die Kenntnis zur Sozialgeschichte, speziell zur Arbeiterbewegungsgeschichte wesentlich vertieft werden kann und teilweise völlige Neubewertungen erfolgen müssen.

Hierzu einige Beispiele:

a) In den sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts fand in Saarbrücken und St. Johann eine rege Auseinandersetzung mit der sozialdemokratischen Bewegung statt. Die bürgerliche Öffentlichkeit klärte mit Zeitungsartikeln, verschiedenen Vortragsveranstaltungen, zu denen breite Bevölkerungskreise, aber auch Arbeiter und Handwerker eingeladen wurden, über einen noch nicht vorhandenen Gegner auf. Wie wirkte diese Öffentlichkeitsarbeit, bei der anfangs durchaus ein Bemühen um Information, nicht nur antisozialistische Propaganda zu erkennen war, auf Arbeiterkreise, die ja bekanntlich explizit zu den Versammlungen eingeladen wurden? Bisher ist dieses Terrain völlig unbeackert.

b) Ab 1870 ist in den Zeitungen *Der Volksstaat*, Organ der SDAP, und im *Neuen Sozialdemokrat*, der Zeitung des ADAV, nachweisbar, daß es im Saarrevier zunehmend Abonnenten gegeben hat: für den *Volksstaat* nachweisbar in Saarbrücken, St. Johann, Kleinblittersdorf, Ottweiler und Neunkirchen. Und zwar handelte es sich nicht nur um Einzelexemplare. Für St. Johann lassen sich im 2. Quartal 1873 58 Abonnenten des *Volksstaat* nachweisen, eine Zahl, die im Vergleich mit den Abonnentenzahlen aus anderen Städten St. Johann durchaus zumindest kurzfristig als ein kleines regionales Zentrum ausweist. Der *Neue Sozialdemokrat* des ADAV war zahlenmäßig nicht so erfolgreich, aber es lassen sich Abonnenten in Saarbrücken, Ottweiler, Merzig, Neunkirchen und Türkismühle nachweisen. Diese Erkenntnisse sind bisher völlig unbekannt. Daß das Saarrevier in der sozialdemokratischen Öffentlichkeit wesentlich stärker im Fokus der Beobachtung stand als bisher bekannt, zeigt das Beispiel des *Vorwärts*, ab Oktober 1876 Zentralorgan der ab 1875 vereinigten Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands, der die in Saarbrücken durchgeführte Strafverhandlung gegen die beiden Redakteure der *Freien Volksstimme* Rudolf Hackenberger und Harry Kaulitz im Wortlaut in mehreren Fortsetzungen abdruckte. Auch dies blieb bisher unbeachtet.

c) Auch gewerkschaftliche Organisationsbestrebungen lassen sich zeitlich zum Teil deut-

lich früher und wesentlich umfangreicher als bisher bekannt nachweisen. So waren auf dem ersten Kongreß der Glasarbeiter Deutschlands im September 1875 Delegierte aus Fenne und Louisenthal vertreten, Friedrichsthal und Schnappach traten dem Verband kurze Zeit später bei. Die Glasindustrie und ihre Arbeiter im Saarrevier, ein nicht unbedeutender Industriezweig im Saarindustrierevier vor 1914, sind weitgehend unerforscht.

d) Die Holzarbeiter, Tischler, Brauereiarbeiter, Dachdecker, Bauarbeiter, vor allem die Maurer, Fabrikarbeiter, Schneider und Buchdrucker lassen sich mit ihren Aktivitäten, der Bildung von Zahlstellen, Teilnahme an Verbandskongressen, Berichten in der Verbandspresse aus dem Saarrevier teilweise sehr intensiv nachweisen. Insbesondere die Gewerkschaftsgeschichte in St. Johann läßt sich mit den neuen Erkenntnissen wesentlich erweitern, ja neu, weil ausführlich darstellen. Die Gewerkschaftsbewegung in den Handwerkergerwerken im Saarrevier hat bisher keine umfassende Darstellung gefunden.²⁴ Völlig falsch ist daher die Feststellung von Rolf Wittenbrock im zweiten Band der Geschichte der Stadt Saarbrücken,²⁵ wenn er nach der Erwähnung des katholischen Arbeitervereins in Malstatt-Burbach schreibt: »Ansonsten gab es in den Arbeitervierteln keine Ansätze durch die Gründung von eigenen Vereinen zur Ausbildung einer eigenständigen Arbeiterkultur beizutragen.«²⁶ Hier wurde eine große Chance leichtfertig und bewußt vertan.

Wir wissen bisher auch wenig über das Arbeitersekretariat St. Johann, die Gewerkschaftskartelle in St. Johann, St. Ingbert und Neunkirchen sind weitgehend unbekannt. Michael Ebenau erwähnt in seinem Buch zur *Geschichte der Neunkircher Arbeiterbewegung 1848–1961*²⁷ das Neunkircher Gewerkschaftskartell nicht einmal, obwohl es zumindest zwischen 1907 und 1911 nachweisbar ist. Barmbold und Staudt haben in ihrer Studie *Die Roten im schwarzen Eck. Die Anfänge der Sozialdemokratie in St. Ingbert 1889–1919* einen ersten Überblick über die dortige Gewerkschaftsbewegung gegeben.

Es gibt eine Reihe von zeitgenössischen Zeitungen von SPD und Gewerkschaften (*Die Neue Zeit*, *Pfälzische Post*, *Rheinische Zeitung*, *Der Grundstein*, *Wochenblatt für die deutschen Maurer*, *Brauerzeitung*, *Holzarbeiterzeitung* oder das *Correspondenzblatt der Generalkommission der*



Arbeiterhaus der Familie Kugler in Gersweiler

Gewerkschaften Deutschlands), die teils seit Anfang der 1890er Jahre immer häufiger entsprechende Berichte aus dem Saarrevier bringen. Die *Deutsche Bergarbeiterzeitung* hat ähnlich wie die Zeitung des Deutschen Metallarbeiterverbandes eine gesonderte Rubrik *Aus Saarabien* eingeführt. Über Jahre vergeht fast keine Ausgabe der *Bergarbeiterzeitung* ohne Bericht aus dem Saarrevier. Gleiches läßt sich für die Zeitungen der christlichen Gewerkschaften und der katholischen Arbeitervereine sagen. In den Zeiten, in denen es kein eigenes SPD-Parteiblatt im Saarrevier gab, lassen sich wichtige Erkenntnisse aus der *Rheinischen Zeitung*, Köln, und später aus der *Pfälzischen Post*, Ludwigshafen, gewinnen. Man könnte fast behaupten, die im reichsweiten Vergleich gesehen sehr bescheidenen Erfolge der Arbeiterbewegung im Saarrevier stehen im umgekehrten Verhältnis zur verbandseigenen Berichterstattung aus dem Saarrevier.

e) Die Fülle an Material beschränkt sich aber nicht nur auf Organisationsfragen der Arbeiterbewegung. Es lassen sich viele sozialpolitischen Themen, die bisher weitgehend unbearbeitet sind teils vertiefend, teils in einem ersten Überblick darstellen.

– Streiks und Aussperrungen außerhalb des Montanbereichs sind zahlreich nachweisbar, wobei z.T. die lange geübten Praktiken der Handwerkersolidarität, Verruf bzw. Sperren von Arbeitgebern, Zuzugssperre für ein Gewerbe in einer Stadt, Wegzug der Ledigen etc. gut nachvollziehbar sind.

– Auch die Bildung von Arbeitgeberverbänden ist bisher weitgehend unberücksichtigt geblieben.

– Auskünfte über Löhne, Arbeitszeiten, das allmähliche Eindringen tarifvertraglicher Regelungen, die Beschäftigung von Frauen und Jugendlichen in verschiedenen Gewerbebezügen lassen sich auf breiterer Basis als bisher bekannt darstellen; so finden sich z. B. in einer Broschüre des Verbandes der baugewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands von 1908²⁸ genaue Angaben über Einkommen und Haushaltsausgaben z. B. für Nahrung, Wohnung, Steuern, Erholung und Genuß entsprechender Bauhilfsarbeiterfamilien in St. Johann und Neunkirchen.

– Arbeiterkulturveranstaltungen wie der Erste Mai, Vereinsfeste, Lassalle-Feiern, Stiftungsfeste der gewerkschaftlichen Zahlstellen werden bisher in der Literatur fast völlig unberück-

sichtigt gelassen, obwohl sie zahlreich nachweisbar sind.

– Aber auch Fragen der allmählichen Professionalisierung der Arbeiterbewegung, etwa der Übergang von ehrenamtlichen zu besoldeten Gewerkschaftsfunktionären – inwieweit konnten Gewerkschafter aus der Region in regionale Führungsfunktionen aufsteigen, wie beteiligten sich die Mitglieder an der Arbeit ihrer jeweiligen Organisation, welche Angebote machte die Organisation für ihre Mitglieder – sind anhand zeitgenössischer Dokumente diskutierbar.

Diese und andere Fragestellungen, die für eine sozialgeschichtliche Darstellung, insbesondere der Arbeiterbewegungsgeschichte relevant sind, warten bisher vergebens der Bearbeitung. Dabei lassen sie sich mit den oben genannten Quellen teilweise sehr gründlich aufarbeiten. Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, daß es natürlich auch eine Reihe von Archiven gibt, die wichtige bisher nur unzureichend, teilweise noch gar nicht genutzte Bestände zur Saararbeiterbewegung beherbergen: Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz in Berlin, Archiv der sozialen Demokratie in Bonn, aber auch das Archives départementales de la Moselle in Metz, das Archives municipales Sarreguemines oder das Archives des Houillères de Lorraine in Freyming-Merlebach, um nur einige außersaarländische zu nennen, deren Bestände zur saarländischen Arbeiterbewegungsgeschichte nur unzureichend, teilweise überhaupt nicht ausgewertet sind.

Lassen Sie mich zum Schluß kommen. »Der Vorhang zu und alle Fragen offen«, heißt es bei Bert Brecht. Ich denke, dies gilt für meine Ausführungen nicht, und ich hoffe Anregungen gegeben zu haben für die weitere Beschäftigung mit der Arbeiterbewegungsgeschichte im saarländischen Industrierevier vor dem Ersten Weltkrieg. Dies wird aber nur gelingen, wenn das Thema präsent gehalten wird und die offenen Fragen diskutiert werden.

Anmerkungen

- 1 Hans-Joachim Kühn, *Freiheit, Brot, Gerechtigkeit. Die Arbeiterbewegung an der Saar*. Katalog zur Ausstellung der Stiftung Demokratie Saarland, hrsg. von der Stiftung Demokratie Saarland, Saarbrücken 2007.
- 2 Klaus-Michael Mallmann, *Die Anfänge der Bergarbeiterbewegung an der Saar (1848–1904)*, Saarbrücken 1981 (= *Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung* XII), ders., »Aus des Tages Last machen sie ein Kreuz des Herrn...«? Bergarbeiter, Religiosität und sozialer Protest im Saarrevier des 19. Jahrhunderts, in: *Volksreligiosität in der modernen Sozialgeschichte*, hrsg. von Wolfgang Schieder, Göttingen 1986 (= *Geschichte und Gesellschaft*, Sonderheft 11), S. 152–184.
- 3 Horst Steffens, *Autorität und Revolte. Alltagsleben und Streikverhalten der Bergarbeiter an der Saar im 19. Jahrhundert*, Weingarten 1987 (= *Sozialgeschichtliche Bibliothek im Drumlin-Verlag*); Klaus-Michael Mallmann und Horst Steffens, *Lohn der Mühen. Geschichte der Bergarbeiter an der Saar*, München 1989 (= *Bergbau und Bergarbeit*).
- 4 Horstwalter Heitzer, *Die christliche Bergarbeiterbewegung im Saarrevier von 1904 bis zum Ersten Weltkrieg*, in: *Soziale Frage und Kirche im Saarrevier. Beiträge zu Sozialpolitik und Katholizismus im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Saarbrücken 1984, S. 233–271.
- 5 Michael Sander, *Zwischen Kirche, Streik und Zentrum. Der Gewerkverein christlicher Bergarbeiter im Krisenjahr 1912*, in: *Richtig dabei waren wir nie. Entdeckungsreisen ins Saarrevier 1815–1955*, hrsg. von Klaus-Michael Mallmann, Gerhard Paul, Ralph Schock und Reinhard Klimmt, Bonn – Berlin 1987, S. 87–90; ders., *Katholische Arbeitervereine Berliner Richtung*, in: *Archiv für mittelhessische Kirchengeschichte* 37 (1985), S. 115–135; ders., *Katholische Geistlichkeit und Arbeiterorganisationen. 2 Gutachten aus dem Saarrevier und die Vorgeschichte der »Fuldaer Pastorale« von 1900*, in: *Soziale Frage und Kirche im Saarrevier. Beiträge zu Sozialpolitik und Katholizismus im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Saarbrücken 1984, S. 273–302.
- 6 Hans Horch, *Der Wandel der Gesellschafts- und Herrschaftsstrukturen in der Saarregion während der Industrialisierung (1740–1914)*, St. Ingbert 1985.
- 7 *Richtig dabei waren wir nie* (s. Anm. 5).
- 8 *Industriekultur an der Saar. Leben und Arbeit in einer Industrieregion 1840–1914* unter Mitw. zahlr. Autoren hrsg. von Richard van Dülmen, München 1989.
- 9 *Das Saarrevier zwischen Reichsgründung und Kriegsende (1871–1918)*. Referate eines Kolloquiums

- in Dillingen am 29./30. September 1988, hrsg. von Hans-Walter Herrmann, Saarbrücken 1991 (= *Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung*, Bd. 18).
- 10 Zu nennen wären etwa: Karl Alfred Gabel, *Kämpfe und Werden der Hüttenarbeiterorganisationen im Saargebiet*, Diss. Marburg 1921; Emil Straus, *Die gesellschaftliche Gliederung des Saargebietes. Eine soziographische Beschreibung*, Würzburg 1935.
 - 11 Hubert Kesternich und Kurt Remus, *40 Jahre Gewerkschaft Holz und Kunststoff*, hrsg. von der Gewerkschaft Holz und Kunststoff, Bezirksstelle Saarland, Saarbrücken 1996.
 - 12 Heinz Gillenberg, *Karl-Ferdinand von Stumm-Halberg. Ein Industriellenleben (1836–1901)*, mit einem Beitrag von Oberstleutnant d.R. Strohm. o.O. [Neunkirchen] 2003 (= *Neunkircher Hefte* 15).
 - 13 Kurt Legrum, *Die Anfänge der Sozialdemokratie in Blieskastel*, in: *Saarpfalz. Blätter für Geschichte und Volkskunde* Nr. 77, 2003, S. 5–22.
 - 14 *Die Völklinger Hütte*, hrsg. von der Initiative Völklinger Hütte, Erfurt 2006 (= *Schriftenreihe der Initiative Völklinger Hütte*, Bd. 4).
 - 15 *Forschungsaufgabe Industriekultur. Die Saarregion im Vergleich*, hrsg. von Hans-Walter Herrmann, Rainer Hudemann und Eva Kell unter Mitarbeit von Alexander König, Saarbrücken 2004 (= *Veröffentlichungen der Kommission für Saarländische Landesgeschichte und Volksforschung* 37).
 - 16 Johannes Meiser, *„Auch dafür danke ich dem lieben Gott“. Erlebnisse und Erinnerungen eines alten Bergmanns*, hrsg. von Heidelinde Jüngst-Kipper und Karl Ludwig Jüngst, Saarbrücken 2005.
 - 17 Joachim Heinz, *„...der Arbeiter ist beinahe vogelfrei“. Zur Geschichte der ÖTV Saar im 20. Jahrhundert. Von den Anfängen bis zur Neustrukturierung im Dienstleistungsbereich*, hrsg. von der Gewerkschaft Öffentlicher Dienst, Transport und Verkehr, Bezirk Saar, Merzig 1999; ders., *Vorkämpfer der Arbeiter und Anwalt der Bergleute. Nikolaus Osterroth (1875–1933): Bergarbeiter, Gewerkschafter und Politiker im Saarrevier, an der Ruhr und in Schlesien*, in: *Bergmannskalender* 2003, S. 169–184.
 - 18 Prof. Dr. Gabriele Clemens, die neuerdings den Lehrstuhl Neuere Geschichte und Landesgeschichte an der Universität des Saarlandes vertritt, hat im Anschluß an den Vortrag im Gespräch ihr Interesse am Themenbereich bekundet und war offen für den Versuch, ihn im Rahmen einer landesgeschichtlichen Veranstaltung anzubieten.
 - 19 Vgl. meine gleichlautende Besprechung dieses Bandes in: *arbeitnehmer* 1995, Nr. 2, S. 78 f.
 - 20 Joachim Heinz, *„Die Hunde der Herren führen ein schöneres Leben als Ihr“*. Hans Böcklers gewerkschaftliche Tätigkeit an der Saar 1903–1907. Kommentierte und bebilderte Reprintausgabe der Böcklerschen Werbeschrift *Es werde Licht!*, aus dem Jahre 1906, hrsg. von der Geschichtswerkstatt St. Ingbert, St. Ingbert 1992 (= *Beiträge zur Regionalgeschichte, Blickwinkel* 1).
 - 21 Z. B. François Roth, *Soziale Konflikte als Nationalitätenproblem 1871–1935*, in: *GrenzenLos. Lebenswelten in der deutsch-französischen Region an Saar und Mosel seit 1840*. Katalog zur Ausstellung, hrsg. von Liselotte Kugler für den Zweckverband Historisches Museum Saar, Dillingen 1998, S. 257–274.
 - 22 Zum Thema vgl. z. B. Klaus-Michael Mallmann, *„Haltet fest wie die Bäume die Äste“. Zur Rolle der Frauen in der Bergarbeiterbewegung 1892/93*, in: *Saarheimat* 1980, S. 89–92, Susanne Nimmesgern, *Am Herd wie am Hochofen. Saarländische Frauen zwischen Haus- und Industriearbeit*, in: *Forschungsaufgabe Industriekultur* (s. Anm. 15), S. 273–299; Hilde Hoherz, *„Kristallisationspunkte allen Glücks“*. *Frauenarbeit in der Ära Stumm*, in: *Industriekultur an der Saar* (s. Anm. 8), S. 193–205.
 - 23 Joachim Sand, *Unter Kreuz und Hammer. Zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte der KAB in der Diözese Trier*, Trier 1996 (= *Trierer Theologische Schriften* 60); vgl. meine Rezension in: *ZGS* 46 (1998), S. 297–300.
 - 24 Einen kurzen Überblick auch über Gewerkschaften im Handwerkerbereich an der Saar bietet Michael Sander, *Gewerkschaftsbewegung im Montanrevier – Arbeiter und ihre Organisation an der Saar*, in: *Das Saarrevier zwischen Reichsgründung und Kriegsende (1871–1918)* (wie Anm. 9), S. 40–56 (51 ff.).
 - 25 *Geschichte der Stadt Saarbrücken*, hrsg. von Rolf Wittenbrock im Auftrag der Stadt unter Mitwirkung von Markus Hahn, Bd. 2: *Von der Zeit des stürmischen Wachstums bis zur Gegenwart*, Saarbrücken 1999.
 - 26 Ebd., S. 128.
 - 27 Michael Ebenau, *Freiheit für das Volk. Dokumente zur Geschichte der Arbeiterbewegung in Neunkirchen 1848–1961*, Ottweiler 1990.
 - 28 *Lebenshaltung und Arbeitsverhältnisse der Deutschen Baubüroarbeiter*, hrsg. vom Hauptvorstand des Zentralverbandes der baugewerblichen Hilfsarbeiter Deutschlands, Hamburg 1908.

Raus aus dem Schattendasein

Zu Hans-Joachim Kühn, Freiheit – Brot – Gerechtigkeit

Von Wilfried Busemann

Aus. Vorbei. Vergangen. Vergessen. Das Thema »Geschichte der Arbeiterbewegung« schien schon lange in Vergessenheit geraten zu sein. Nun könnten Ausstellung und Katalog von Hans-Joachim Kühn eine Art regionaler Renaissance einleiten, schon jetzt sprechen einige Anzeichen dafür. Dabei ist das Besondere an der Ausstellung, daß sie so wirkt, als sei sie nichts Besonderes. Dieser Eindruck ist falsch!

Als inhaltlich Verantwortlicher präsentiert Hans-Joachim Kühn gemeinsam mit Thomas Störmer (Grafische Werkstatt) historiographisch gesehen ein konventionelles, an der Chronologie orientiertes Konzept. Ausgehend von den Voraussetzungen, der Industrialisierung, und den besonderen Bedingungen an der Saar, z.B. Volksfrömmigkeit und Stummscher Extrem-Kapitalismus, werden die schwierige Etablierung der Arbeiter-Organisationen aufgezeigt und einige Höhepunkte in der Ereignisgeschichte der Arbeiterbewegung vom späten Kaiserreich über die Zwischenkriegszeit, Widerstand und Verfolgung im Nationalsozialismus bis ungefähr in die sechziger Jahre beleuchtet. Die nach 1960 aufgetretenen Krisenerscheinungen, der daraus folgende dramatische Strukturwandel und die damit verwobenen Kampfmaßnahmen der Gewerkschaften werden nicht ausgestellt, weil diese Phänomene bis jetzt noch nicht im ausreichenden Maße historisiert sind. Wer nun glaubt, die Ausstellungsthemen müßten hinlänglich bekannt sein, ergeht sich in übersteigertem Optimismus, denn seit dem Erscheinen des renommierten Sammelbandes *Richtig daheim waren wir nie ...* 1987 sind inzwischen auch schon zwanzig Jahre vergangen. Wohl eine ganze Generation von Schülern, wahrscheinlich auch etliche junge Lehrer, könnten möglicherweise etwas unbedarft sein. Ihnen sei deshalb wenigstens der Katalog empfohlen als – soweit *Richtig daheim* nicht vergriffen ist – einzige Gesamtdarstellung zur Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegung.

Die Darstellung von Geschichte, sei es als Buch, Film oder eben Ausstellung, ist immer auch die Kunst des Weglassens, die Kunst sich auf das Wesentliche zu konzentrieren und dafür dann die richtige Auswahl zu treffen an Quellen, hier zumal an Abbildungen. Kühn beherrscht diese Kunst. Besonders hervorzuheben sind die von ihm aufgefundenen zahlreichen bislang unbekannten Abbildungen. Was an dem Katalog noch hervorsteicht, sind das ziemlich aktuelle, außerordentlich umfangreiche Literaturverzeichnis und der gründliche, bis ins Detail gehende Nachweis der benutzten Archivalien. Beide Listen seien den zukünftigen Laienforschern (oder Examenskandidatinnen) als überaus wertvolle Hilfsmittel empfohlen für die eigenen Arbeiten zur Lokalgeschichte; sie dienen ebenso als Wegweiser wie die knappen, genauen – vor allem: allgemeinverständlichen – inhaltlichen Ausführungen der Ausstellungstafeln, die uns die Kernaussagen zur Geschichte der Arbeiterbewegung ins Gedächtnis zurückrufen.

Noch ein Wort zur aktuellen politischen Bedeutung der Ausstellung! Wenn »Arbeiterbewegung« als historisches Thema nur noch ein Schattendasein führt, in Vergessenheit geraten zu sein scheint, dann nicht nur, weil akademische Forschungsmoden sich ändern und nunmehr auch die letzten Alt-68er mit 67 in Rente gehen müssen – ob sie wollen oder nicht. Nein, vielmehr als das, kommt der Geschichtspolitik der Landesregierung eine extrem negative Bedeutung zu. Anno 2000 erregte das Ganser-Gutachten zur Industriekultur im Saarland erhebliches Aufsehen, es erweckte Hoffnungen und hochgesteckte Erwartungen, wenngleich sehr früh schon kritisiert wurde, daß es die historischen Aspekte der Industriekultur, die Sozialgeschichte und insbesondere die historischen Erfahrungen der arbeitenden Menschen vernachlässige. Was hat sich getan in den letzten sieben Jahren? Die Industriekultur GmbH in Göttelborn und ihr Wirken sind in der Öffentlichkeit nahezu

unbekannt, nicht zuletzt, weil die Landesregierung wiederholt die nötigen finanziellen Mittel gekürzt hat. Und der »Leuchtturm« der Industriekultur, das Weltkulturerbe Völklinger Hütte? Nach einem seinerzeit auf 3SAT und ARTE ausgestrahlten Filmchen mußte man den Eindruck gewinnen, dort werde goldiger Inka-Porno ausgestellt. Und als dann auch noch verklemmte Erotika der französischen Bourgeoisie von 1850 präsentiert wurden, durften interessierte Beobachter vollends glauben, Völklingen sei das Landeszentrum für zu kurz gekommene Erotomanen. Um es auf den Punkt zu bringen: All das kann man auslegen als den Versuch einer grundlegenden Umdeutung der Landesgeschichte, indem die geschichtliche Lebenserfahrung der früher in den Hütten und Zechen tätigen Menschen entwertet, ja die Menschen stillschweigend enteignet und damit ihrer Identität beraubt werden.

Damit nicht genug! Bereits zum 23. Oktober 2005 hatte es im Festzelt vor der Ludwigskirche eine mehr als unerfreuliche Volksbelustigung, eigentlich: Volksverdummung gegeben. Jetzt ruft die Staatskanzlei für den 18. August 2007 zu einer weiteren Klamauk-Veranstaltung auf zur Erinnerung an den 1. Januar 1957 mit der an den Haaren herbeidefinierten Begründung, dieses Datum stehe für die Geburt des Saarlandes. So ein Blödsinn! Am 18. August wird ein Festzug stattfinden im Rahmen eines Landesfestes mit Motivwagen (Kamelle, Strüssjer, Gutzjer!!!), walking-act-groups und ordentlich Mucke. Da soll dann die hoch ehrbare Zunft der saarländischen Historiker und Archivare als ambulante Rock'n'Roll-Operette in einer hysterisch-historisierenden Love-Parade vor dem Landtag flanieren!? Das kann ja heiter werden.

Auf welchem Geschichtsbild basiert dieser Unfug? Bereits 1906 hatte Friedrich Meinecke als Kritik an der damals vorherrschenden militanten preußisch-chauvinistischen Auffassung festgestellt: »Unser historisches Denken ist im großen und ganzen durch den Kampf um Staat und Nation entwickelt worden!« Und gerade hundert Jahre später geht es auf eine plumpe und platte Weise wieder um das Werden von Staat und Nation, obwohl seit fast vierzig Jahren langsam das Bewußtsein wächst von der Saar-Lor-Lux-Region. Soll jetzt das Rad der Geschichte zurückgedreht werden?

Wie dem auch sei, die Ausstellung, um die es hier geht, zeigt zumindest bezüglich der Historisierung der Industriekultur, daß andere Wege offen stehen. Sie erbringt den Nachweis, daß mit vergleichsweise bescheidenen Mitteln und Liebe zum Thema ein überzeugendes und überaus ansehnliches Projekt realisiert werden kann. Indirekt zwingt sich natürlich die Frage auf, warum diejenigen, die damit offiziell befaßt sind (und hoch bezahlt werden) dazu nicht in der Lage sind. Weil das, siehe oben, politisch an höchster Stelle offensichtlich nicht gewollt ist.

Anders sehen das die Menschen vor Ort. Die Ausstellung wird im September 2007 zuerst in Riegelsberg und dann in Sulzbach gezeigt; für das Jahr 2008 liegen bereits mehrere Anfragen bzw. Vorbestellungen vor. Es ist der Ausstellung zu wünschen, daß sie in Zukunft kritische Diskussionen auslöst. So erhält dann der Satz einen feinen Doppelsinn, den Rosa Luxemburg in ihren Text *Die Krise der Sozialdemokratie* (übrigens: heute wieder sehr lesenswert!) geschrieben hat: »Die Menschen machen ihre Geschichte nicht aus freien Stücken. Aber sie machen sie selbst.«

Hans-Joachim Kühn, Freiheit – Brot – Gerechtigkeit. Die Arbeiterbewegung an der Saar. Katalog zur Ausstellung der Stiftung Demokratie Saarland, Saarbrücken 2007, 136 S.

Ein Krimi an der Grenze

Wolfgang Brenner, Bollinger und die Friseurin. Ein Grenzfall, Deutscher Taschenbuchverlag, München 2007, 234 S.

Ein neuer Saarland-Krimi liegt vor. Wolfgang Brenner hat einen neuen Kommissar geschaffen. Felix Bollinger. Merkwürdig unsicher wirkt diese Figur. Fast schon schämt sich der Leser für dessen anmaßende, aber ahnungslose Art, zu ermitteln, für seinen Hochmut und die Leichtigkeit, mit der er hintergangen wird.

Bollinger wird nach einem tödlichen Irrtum – bei der Verfolgung flüchtiger Krimineller wird ein Unbeteiligter von ihm erschossen – aus Saarbrücken aufs Land versetzt. Quasi strafversetzt in ein Projekt der Europäischen Union: erstes grenzübergreifendes Kommissariat. Das tödliche Versehen zehrt sehr an ihm. Er ist noch nicht wieder im reinen mit sich. Immer wieder tauchen Erinnerungsfetzen dieses Vorganges auf.

Schauen heißt der Grenzort, der im Bliesgau angesiedelt ist: teils französisch, teils saarländisch-deutsch. Schauen klingt nicht umsonst nach schauerlich. Unter der Oberfläche eines europäisch offenen Grenzdorfes hält der Ort seine, auch gewalttätigen Geheimnisse parat. Der Bürgermeister oder Maire ist Lothringer, Franzose. Pierre Brück hat die Bodenständigkeit eines Kommunalpolitikers, der es an der Theke mit allen aufnehmen kann. Bollinger unterstehen zwei französische Polizisten, echte Dorfpolizisten, die weniger nach Recht und Gesetz vorgehen, sondern ganz alltagspraktisch. So wird einmal eine Herde Wildschweine kurzerhand zusammengeschossen, weil der Revierförster seit langem keinen Fuß mehr in das Nest gesetzt hat und sich nicht für derlei Dinge interessiert. Wildschweinbraten gibt es wenig später in einem kleinen Restaurant in der Nähe. Die Herkunft muß nicht weiter erklärt werden.

Die Ehefrau des Bürgermeisters stößt den neuen Kommissar sehr schnell auf lang zurückliegende, aber bis in die Gegenwart rei-

chende Geschehnisse und sucht in Bollinger, der schnell Feuer und Flamme für die schöne Madame Brück ist, einen Verbündeten. Neben den Mühen des Dorfalltages, denen er selten gewachsen ist, ist Bollinger so auf der Suche nach der Lösung einer verstrickten Story, in der es um ein nichteheliches Kind, im Dorfjargon der Bastard genannt, geht, und um die Frage nach dem vermeintlichen Vater.

Einen Toten gibt es in der Hälfte der Geschichte auch. Daß es einen Mord gegeben haben soll, ist aber nur den Hirngespinnsten des zwischen Geltungssucht und Depression wandelnden Kommissars Bollinger zuzuschreiben. Die Geschichte rutscht an dieser Stelle eher ins unfreiwillig Komische ab: Der Tote muß für einen Streit zwischen deutschen und französischen öffentlichen Stellen herhalten und dient der Inszenierung eines großen, aber erfolglosen Auftritts von Maire Brück in der Metzger Präfektur.

Eher zufällig findet sich am Ende eine Lösung für alles. Wie in allen kleinen Orten gibt es zahlreiche familiäre Verstrickungen und Abhängigkeiten, Geschichten aus uralter Zeit, üble Nachrede und den Dorfklatz. Dieses Gemisch beinhaltet auch den Zündstoff dafür, daß es am Ende zum großen Showdown kommen kann, bei dem Felix Bollinger gut wegkommt und sich rehabilitiert.

Ein Grenzfall bleibt Wolfgang Brenners Kriminalgeschichte allemal. Die saarländisch-lothringischen Eigenarten würzen den Band, die Story wirkt jedoch an einigen Stellen ungelink. Ob das Nest Schauen sich für eine Fortsetzung eignet, bleibt fraglich.

Herbert Temmes

Krisen und Katastrophen

Winfried Anslinger, Wassermusik für Frau Berceus. Geschichten aus Dreiviertelnd, Echo Verlag Zweibrücken 2006, 187 S.

Vordergründig geht es in Anslingers Erzählband um das alltägliche Leben ganz normaler Leute. Anslinger erzählt von jungen Fußballern und was diese an ihren Wochenenden anstellen, von der Geburtstagsfeier einer Clique von Pennälern, vom Alltag in einem Miets- haus, von einer Kinoverabredung zweier Teen- ager.

Doch schnell wird klar, daß es in Anslingers Erzählungen, die in den sechziger, siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts spielen, gar nicht so sehr um das alltägliche, vordergrün- dige Leben geht, also um das, was man auf den ersten Blick sieht, sondern um die Kata- strophen, Abgründe, Brüche, die sich hinter der Fassade von Alltag, Normalität, Ordnung und Wohlanständigkeit abspielen, um das, was man erst auf den zweiten Blick sieht. »Die entscheidenden Fakten des Lebens bleiben im Dunkeln« (125), sagt Hannes, einer der Prot- agonisten und Anslinger arbeitet daran, Licht in dieses Dunkel zu bringen.

So lebt in der Erzählung *Hoimerisch* der et- was gestörte, im Grunde aber harmlose Hein- rich ganz friedlich mit seiner Mutter in einem Mietshaus der Pfälzischen Ansiedlergenossen- schaft. Doch er wird solange von den Kin- dern gehänselt und provoziert und von den Erwachsenen beargwöhnt, bis er durchdreht und alle Vorurteile bestätigt, die die spießig- bigotten Mieter des Wohnblocks schon immer ihm gegenüber hatten. So werden in der Er- zählung *Am Rosenmontag* Irina und ihr Freund durch einen Selbstmord, der ausgerechnet kurz vor Beginn des Rosenmontagszuges in ihrem Haus passiert, nicht nur unsanft bei ih- rem Frühstück gestört, sondern auch aus den Konventionen und Sicherheiten ihrer Bezie- hung. Irinas Freund rutscht in eine schwere Psycho-Krise und der Leser muß befürchten, daß er der nächste Selbstmordkandidat ist.

Auch auf Alexander, die Hauptfigur der Erzählung *Slavka*, wartet hinter den Verrich- tungen des Alltags die Katastrophe. Er, der als Junge mit seinen Eltern aus dem Prag der 1968er Revolution geflohen war, kehrt als er- wachsener Mann dorthin zurück, um sich eine neue Existenz aufzubauen. Doch in dem Haus, das er geerbt hat, passieren mysteriöse Dinge und die Erinnerungen an längst vergangen

Geglaubtes werden wieder wach und bringen Alexander aus dem Gleichgewicht.

Sicher die intensivste und eindrucksvollste Erzählung des Bandes ist *Wassermusik für Frau Berceus*, die Titelgeschichte. Mit einem Mord oder einem Unfall, so genau weiß man das nicht, beginnt sie. Dann begegnen wir einer Gruppe von Gymnasiasten, die an einem Bag- gersee zwischen Friesenheim und Oggersheim den Geburtstag eines Mitschülers feiert. Einer der Teilnehmer dieser Halbstarkenfeier kommt dabei auf ungeklärte Weise ums Leben. Ver- dächtigungen und Schuldzuweisungen ma- chen die Runde, eine Hexenjagd gegen den Klassenlehrer der Schüler beginnt und eine ganze Klasse, ja fast eine ganze Kleinstadt geraten aus den Fugen. Auch Hannes – er ist ein Teilnehmer des Unglücksfestes und erzählt die Geschehnisse rückblickend – verfolgen die Ereignisse von damals ein ganzes Leben lang. Diese Geschichte, die wie eine klassische No- velle mit einem ungewöhnlichen, überraschen- den Ereignis, dem plötzlichen und nie aufge- klärten Tod des Schülers, beginnt, ist interes- sant und spannend erzählt. Sie besteht genau genommen aus mehreren Geschichten, der Geschichte des Mordes bzw. des Unfalls, der Geschichte der Beziehung des Ich-Erzählers Hannes zu seiner Klavierlehrerin Frau Berce- lius, der Geschichte der gescheiterten Ehe von Hannes und der Geschichte seiner psychischen Erkrankung. Zusammengehalten werden alle diese Geschichten durch die Person des Ich- Erzählers Hannes.

So wie in *Wassermusik für Frau Berceus* meh- rere Geschichten gleichzeitig erzählt werden, sind alle Erzählungen Anslingers angelegt. Es sind immer Geschichten in der Geschichte, Ge- schichten, die wie die russischen Püppchen in- einander stecken, Geschichten, die sich ergän- zen, spiegeln und die manchmal auch in Kon- trast zueinander stehen. Dieses erzählerische Prinzip der »Geschichte in der Geschichte«, dieses Spinnen mehrerer Erzählfäden gleich- zeitig, das Anslinger in der *Wassermusik* ganz souverän bewältigt, bringt auch Probleme mit sich. Nicht immer kann Anslinger ihnen ent- kommen. In einigen seiner Geschichten sind denn auch die verschiedenen Erzählfäden für meinen Geschmack nicht intensiv genug mit-

einander verwoben. Diese Geschichten sind dann leicht ausladend und auch ein Stück weit unübersichtlich, es fehlt ihnen gewissermaßen an Mitte, Intensität und Dichte. Daß Anslingers Sprache ausladend und unübersichtlich ist, kann man dagegen nicht behaupten. Im Gegenteil: Sie ist eher knapp, sehr direkt, lakonisch, fast schnörkellos. Anslinger bevorzugt Formulierungen aus der Alltagssprache und schreibt, wie seine Figuren reden. Das ist kein Nachteil, sondern es verleiht seinen Geschichten den Charakter von Protokollen und Reportagen. Und das sind diese Geschichten ja auch: Reportagen über die verborgenen, dunklen Seiten des Lebens.

Wer sich in die Zeit der Rock'n'Roll-Generation der sechziger, siebziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts zurückversetzen lassen will, wer in das etwas miefige Milieu der südwestdeutschen Provinz zwischen Mainz, Mannheim und der Pfalz – Anslinger nennt die Region Dreiviertelland – eintauchen will, wer mit dem sezierend-analytischem Blick des Autors hinter die Kulissen des »normalen« Lebens schauen will, für den hält *Wassermusik für Frau Berceus* interessanten Lesestoff bereit.

Winfried Anslinger ist in Ludwigshafen geboren, er veröffentlichte literarische Texte in Zeitschriften und Anthologien und lebt und arbeitet in Homburg als evangelischer Pfarrer.

Dietmar Schmitz

Geliebt, gehaßt, gekauft.

Ein Pflasterstein des Anstoßes: Jonathan Littells Roman spaltet das französische Feuilleton
Jonathan Littell, *Les Bienveillantes*, Gallimard, Paris 2006, 903 S.

Ein Häuserkarree, zur Ruinenlandschaft zerbombt, unwirklich. Durch die Theaterszenerie huscht ein verschwommener Schatten, im langen Mantel, das Gewehr in der Hand. Stalingrad, Winter 1942. Solche ungreifbaren Bilder, eingefroren in den Geschichtsbüchern der Sekundarstufe, kann Jonathan Littell auftauen: mit dem bloßen Kratzen seines Stifts auf dem Papier:

»Ich betrachtete erneut den Schneehaufen neben mir und sah, dass er aus Kadavern bestand, aufgeschichtet wie Holzscheite, ihre gefrorenen Gesichter bronzefarben, beinahe grünlich, von dicken Bartstoppeln durchstochen, mit Schneekristallen in den Mundwinkeln, in den Nasenlöchern und Augenhöhlen.« (324)

Courante heißt das Kapitel, in dem Maximilian Aue von Stalingrad erzählt. Auch die anderen Etappen der *Bienveillantes* sind durch Titel wie Air, Menuett oder Sarabande rhythmisiert. Hinter keinem der wohlklingenden Namen verbirgt sich eine Gefechtpause. Wenn das Kreuzfeuer der Beschreibung von Massenvernichtungen der Juden oder gefallenen Wehrmachtssoldaten kurz aussetzt, dann nur, um einer minutiösen Darlegung der Naziadministration im Osten Platz zu machen: um mit Zahlen und Fakten zu schießen, die in ihrer Absurdität genauso fassungslos machen.

Jedes Buch über die Nazizeit stellt die implizite Frage danach, *wie so etwas passieren konnte*. Littells Antiheld antwortet mit einem selbstbewußten Auftakt: »Menschenbrüder«, ruft er den Leser an, »laßt mich erzählen, wie es sich zugetragen hat.« Es folgt ein Dokudrama in sieben Akten. Mehr als einmal könnte der Leser Lust verspüren, die Vorstellung auf Zehenspitzen zu verlassen. Er könnte sogar mittendrin aufspringen, den gepolsterten Klappsitz geräuschvoll in Hab-Acht-Stellung klappen lassen und türenschlagend den Saal verlassen. Wahrscheinlich aber bleibt er einfach sitzen, zerschlagen, erstickt von dem schweren Buch auf seinem Schoß.

Der Protagonist nimmt seinen Leser mit durch die Kriegsjahre an der Ostfront, zeigt ihm die stillen Wälder des Kaukasus und der Ukraine, die in diesen Jahren auf immer ihre Unschuld verlieren sollten, zerfurcht von den Schluchten der Massengräber, in denen die Leichen der Juden übereinandergeschichtet in der Erde liegen.

Wir hören Maximilian Aue zu, wie er den Massenmord zu rechtfertigen versucht. Wir lauschen seinen Zweifeln und seinen verzweifelten Erklärungsversuchen: Obersturmbannführer Aue ist belesen und intelligent. Kein abgestumpftes, sadistisches Monster, das mit Lust tötet. Doch spätestens seit Hannah

Arendt wissen wir, daß humanistische Lektüre und unmenschliches Verhalten sich nicht ausschließen müssen. Unter den Eindrücken des Schlachtens um ihn her, bemüht Aue Platon und Hegel, erörtert mit Adolf Eichmann die Vereinbarkeit von KZ und kategorischem Imperativ. Bald sind Protagonist und Leser vollends von intellektueller und emotionaler Lähmung befallen.

Natürlich ist Littells Hauptfigur ein Kunstgriff. Henker sprechen nicht. Maximilian Aue erzählt seine Vergangenheit aus der heutigen Perspektive und oszilliert dabei zwischen Rechtfertigungsrhetorik und der Neunmalglugheit der Nachgeborenen. Zwischen 1941 und 1945 sitzt er, als buchstäblicher Schreibtischtäter, im Windschatten der Schlächterei, eines der unzähligen Rädchen der Naziadministration. Doch Aue ist niemand, der »das Schlachten dem Metzger überläßt« (103), wie so viele seiner SS-Kameraden, die sich, angesichts der in ihrem Namen angerichteten Verbrechen mit fest geschlossenen Augen nach Berlin zurückexpedieren lassen, um ruhigere Aufgaben wahrzunehmen. So beteiligt er sich eines Tages an den Massenerschießungen: in einer grauenhaften Szene läuft er über noch Lebende, verteilt unsichere Gnadenschüsse, wird halb wahnsinnig und bricht schließlich zusammen. Vor unseren Augen wird Aue zum Monster – und bleibt dennoch Mensch. Immer wieder hält der Leser entsetzt inne, angesichts der Tatsache, daß er sich hat *fangen lassen*, daß er also folglich für den Bruchteil einer Sekunde auf der Seite der Täter gestanden hat: »Die die töten, sind Menschen, genau wie die, die getötet werden, das ist es, was so schrecklich ist«, folgert Max Aue. Und, zum Leser gewandt: »Nun, jetzt kommen Sie schon, ich sag doch, daß ich ein Mensch bin genau wie Sie.« (30)

Littell findet krude Worte für das Schlachten im Osten. Er geht ganz nah heran, schildert Gesichtsausdrücke im Todeskampf, den Geruch der Angstexkremente, die Schreie und Klagen der Gequälten. Wie viele Tode kann man schreibend beschreiben und lesend verstehen? Was in der Schilderung des Kessels von Stalingrad annähernd gelingt, nämlich durch eine gewisse Authentizität Empathie auszulösen, scheitert in einem kaukasischen Wäldchen. Bereits an dieser Stelle des Romans, noch relativ zu Anfang, in dem Kapitel, das poetisch *Allemandes I et II* genannt ist, stellt sich die Frage, ob durch realistische Schilderung

des Holocausts wirklich ein Begreifen möglich wird. Ob nicht vielleicht das Bild von der »schwarzen Milch« in Paul Celans *Todesfuge* Tieferes auszulösen vermag, als neunhundert Seiten blanke und rohe Worte.

Und Littells Sprache ist mehr als bloße Pflichterfüllung im Auftrag eines sogenannten Realismus: Ein ständig wiederkehrendes Motiv der *Bienveillantes* sind die menschlichen Exkremente: den Häftlingen im KZ läuft eine Kotspur an den Beinen entlang, der Gehenkte ejakuliert im Todeskrampf, ein Opfer erbricht sich im Angesicht des Massengrabs. Das beinahe zwanghafte Insistieren auf diesen potentiell realistischen Details erscheint in bezug auf die Opfer genauso unnötig wie entwürdigend. Die sprachliche Redundanz an den entsprechenden Stellen wirkt irritierend. Auch Maximilian Aue hat permanent Durchfall, erbricht sich, schildert genauso end- wie geschmacklose anale Phantasien und Träume, die ihn auf seinem Horrortrip durch Osteuropa heimsuchen.

Scheiße als Stilmittel. Bei Littell wird die ekle Schilderung der Exkremente zum Sinnbild für die Entgrenzung des Henkers angesichts seiner eigenen Tat. In einer Szene erstickt Aue in einem Meer aus flüssigem Kot, dessen Quelle er selbst ist. Die Idee dieser Metapher ist bald verstanden, der Eindruck des Zuviel noch schneller erreicht: Doch der Autor zwingt seinen Leser weiterhin, stundenlang die Nase ins Klosett zu stecken. Nur ab und an zerrt er ihn an den Haaren wieder hoch, läßt ihn empört nach Luft schnappen, um zu sehen, ob er die Lektion begriffen hat.

Jonathan Littell hätte ein bedeutendes Buch schreiben können: seine Recherchen scheinen historisch stichfest. Er ist lange den Windungen der ehemaligen Ostfront gefolgt, hat Prozeßakten gewälzt und Raul Hilberg studiert. Manche Szenen sind brillant und eindringlich geschildert.

Herausgekommen ist ein überfrachteter Roman, der mehr Ekel auslöst als Trauer und bei allem angestrebten Realismus den Leser selten befähigt zu begreifen. So ist man froh, wenn die letzte Seite der *Bienveillantes* von der rechten Hand auf die linke gefallen ist.

Diese Rezension wurde am 17. Februar auf SR2 Kulturradio gesendet. Tilla Fuchs hat die Bienveillantes nicht nur besprochen, sondern für uns auch die Rezeption in Frankreich analysiert.

Les Bienveillantes wird frühestens im Herbst 2007 in Deutschland erscheinen. Wahrscheinlicher ist ein Publikationstermin im Frühjahr 2008.

Die französische Presse singt Lobeshymnen im Kanon, beinahe ohne Gegenstimmen: »Der neue Tolstoi«, liest man, »eine Schreibe wie Dostojewski«, sagt man, »das Ereignis des Jahrhunderts«, hört man.

Die Fotos ähneln einander: der Autor grinst spitzbübisch, die blonden Haare sträuben sich in alle Richtungen und entdecken die abstehenden Ohren. *Littell Mister Sunshine* titelt *Libération* dazu. Der *Nouvel Observateur* wagt eine WM-zeitgemäße Personenbeschreibung: »Er ist 39 Jahre alt und hat den jugendlichen Kopf eines Angreifers der deutschen Nationalmannschaft.« *Le Figaro* bezieht sich in seiner Schilderung des Jonathan Littell auf den euphemistischen Buchtitel: »Er gleicht jenen Sraphen, die fähig sind, sich mit der Fackel einem Pulverfaß zu nähern ohne die Apokalypse zu fürchten.« Die literarischen Szenarien, die sich hinter der Engelsruhe des Autorengesichts verbergen, halten tatsächlich genug Sprengstoff bereit, um das französische Feuilleton zu entflammen. »Ein Pflasterstein [Pavé nennt man in Frankreich ein sehr dickes Buch], der, in die Vitrinen der Buchhändler geworfen, fähig ist, die zeitgenössische Literatur explodieren zu lassen, oder zumindest die des letzten Herbstes«, schreibt *Le Figaro*.

Die Kritik ist gespalten, wie man es angesichts eines so kontroversen Werks wie den *Bienveillantes* nicht anders erwarten kann. Und der Graben ist tief zwischen überschwenglicher Eloge und vernichtender Verachtung.

»Es ist nicht nur ein dickes Buch, es ist auch ein großes Buch«, schreibt Jérôme Garcin im *Nouvel Observateur*. »Noch nie, in der jüngeren Geschichte der französischen Literatur, hat ein Anfänger einen so großen Ehrgeiz in der Wahl seines Thema gezeigt, eine solche Meisterhaftigkeit im Schreiben, eine solch peinliche Genauigkeit im historischen Detail und eine solche Ruhe angesichts des Grauens.«

Die ersten Reaktionen des Feuilletons sind überraschend einvernehmlich: beinahe alle großen französischen Presseorgane loben Littell unisono. Die wenigen Variationen liegen in der Setzung der Superlative und der Auswahl der Vergleiche: Dostojewski, Tolstoi, Shakespeare, Dante... »Littell hat beschlossen, direkt in französischer Sprache zu schrei-

ben, in der Sprache seiner Kultur und seiner beiden literarischen Vorbilder: Flaubert für die historische Freske, Stendhal für die Unmittelbarkeit seiner Charakterisierungen. *Salammbô* und die *Kartause von Parma*, Klassiker an deren Seite er Platz nehmen wird«, schreibt Jérôme Garcin im *Nouvel Observateur*. Und Jorge Semprun, Mitglied der Goncourt-Jury spricht vom »Ereignis des Jahrhunderts« (zitiert in *La république des lettres*). Das Jahrhundert ist zwar noch jung, aber die Literaturkritiker scheinen sich ihrer Sache ziemlich sicher zu sein. Auffällig bleibt, daß viele Artikel eher das »Phänomen Littell« behandeln, als sein Werk. So ist häufig die Rede von der »Sportlichkeit« des Autors: »[900 Seiten] in vier Monaten und das in einer Sprache, die nicht seine ist«, das sei schon eine »athletische Leistung«, schreibt etwa der *Nouvel Observateur*.

Nathalie Crom befaßt sich in *Télérama* ausführlicher mit Littells Werk und berichtet über ein »ungekanntes Gefühl von Realismus und Richtigkeit«, das die Seiten der *Bienveillantes* »absondern«.

Der in der Schweiz herausgegebene frankophone *Express* bewundert einen »Autor, [der] Hunderte von realen oder fiktiven Personen mit unglaublichem Realismus inszeniert und seine Story mit Philosophie, Geschichte, Semiotik und – nicht zu vergessen – mit Elementen des Kriminalromans und der Dichtung spickt.«

Etienne de Montety schreibt im *Figaro*: »Mit den *Bienveillantes* legen wir an gefährlichen Ufern an, wo alles, wenn nicht wahr, so doch wenigstens wahrhaftig ist.« Der Kritiker zeigt sich aber keinesfalls erschreckt, sondern eher erfreut über diese Feststellung: »Wie kommt es, daß man die 900 Seiten frohen Mutes verschlingt? [...] Man kann sich bei der Lektüre dieses Romans nicht von historischen Urteilen oder moralischen Betrachtungen aufhalten lassen. Man akzeptiert, für die Zeit eines Romans, die Schabrigkeit der einen, die »wissenschaftlichen« Rechtfertigungen der anderen und die Abstreitungen der dritten. Zeitverschiebung garantiert.«

In solchen Lesarten sieht Claude Lanzmann eine Gefahr. Der Autor des berühmten neunstündigen Dokumentarfilms über den Holocaust (*Shoah*, 1985, basierend auf Zeugeninterviews), verdächtigt Littell und seine Leser einer heimlichen Faszination für die beschriebene Welt: »Ich urteile nicht über Littells Ab-

sichten. Aber sein Buch erscheint mir dennoch wie eine giftige Blume des Bösen. [...] In einer Zeit, in der die letzten Zeugen der Shoa verschwinden und in der sich Erinnerendes in Geschichte verwandelt, stößt Littell die Begriffe um und haucht einem SS-Mann, Held ohne Gedächtnis, die Geschichte als Erinnerung ein.« (Claude Lanzmann in *L'Express*)

Auch Claire Devarrieux zeigt sich skeptisch gegenüber den *Bienveillantes*: »Angesichts des flammenden Enthusiasmus, der um sich greift, sehen wir uns verpflichtet, einen Teelöffel kalten Wassers dazuzugießen.« Die Literaturchefin von *Libération* prangert zunächst die Langatmigkeit der 900 Seiten an: »Die wirklich erschlagenden Passagen handeln von einer linguistischen Debatte rund um die kaukasischen Völker.« Thema verfehlt, findet Claire Devarrieux. Als eine der wenigen kritisiert sie jene üppig vorhandenen Passagen der *Bienveillantes*, in denen Littells Beschreibungen den Leser über jede Ekel- und Empfindungsgrenze hinaustreiben: »Blut, Sperma, Scheiße, Schlamm, es ist der ›dreckige‹ Stoff des Buches, der ihm, in den Augen des Autors, den Rang der Literatur verleiht.«

Die *République des Lettres* fährt härtere Geschütze auf: »Die *Bienveillantes* sind eine Romankarikatur, erfolgreich mediatisiert mithilfe des Verlagshauses Gallimard.« Der Kritiker der monatlich erscheinenden *République des Lettres* macht eine Art Feuilletoninventur: »Das Buch [...] hat eine wahrhafte Sintflut einander imitierender Artikel hervorgerufen, jeder anerkennungsvoller und enthusiastischer als der andere.« Wiederholt unterstellt der Autor einen verlagsinternen Komplott des Hauses Gallimard: »Die Unterzeichner der großen Medien – muß man ihre Namen nennen? –, ebenfalls Gallimard-Autoren, sind nur zu gern bereit, dienstfertig Werbung bei einem breiten Publikum zu machen.« Und, in eine ähnliche Richtung wie Claude Lanzmanns Kritikansatz gehend, schreibt er: »Das Buch wird aus unklaren Gründen heraus gekauft, wie so viele aktuelle Videospiele, die Opfer und Henker auf krude Art und Weise in Szene setzen.«

Auch Historiker werden im Fall Littell zu Rate gezogen. Peter Schöttler, Professor für Geschichte am CNRS in Paris, rechtfertigt den Fremdeingriff in die Welt der Literatur: »Angesichts des Themas und des Anspruchs [des Autors] muß es [...] Historikern gestattet sein, diesen Roman zu kommentieren«,

schreibt er in *Le Monde*. Und: »Die meisten über das Buch verstreuten deutschen Ausdrücke sind entweder verdreht oder falsch. So heißt es zum Beispiel ständig ›Kommissarbrod‹ statt ›Kommißbrod‹, von reinen Erfindungen und Anachronismen ganz zu schweigen.«

Florent Brayard, Historiker am Institut Marc Bloch, findet einen literarischen Kritikansatz: »Littell fehlt just im Bereich der Fiktion, und zwar gegenüber seiner Verpflichtung zur Exaktheit, beziehungsweise zur Wahrhaftigkeit. Wie kann er Christopher Brownings Thesen über die ›normalen Männer‹ einbauen und dann aus seinem Helden die unwahrscheinlichste aller Karikaturen machen, heimgesucht von allen möglichen Eigenheiten? Inzestuös, homosexuell und dann auch noch Blanchot-Leser (1942!) – so ist Aue.« (vgl. Christopher Browning, *Ganz normale Männer. Das Reserve-Polizeibataillon 101 und die ›Endlösung‹ in Polen*, Reinbek: Rowohlt 1999)

Peter Schöttler bemerkt abschließend: »Das Phänomen des Holocausts wird ganz auf seine mörderische Exekution reduziert und nahezu ausschließlich durch Unmenschlichkeit, Sadismus und sexuelle Perversion ›erklärt‹. Gemessen an dem, was wir heute dank der Arbeit von Historikern und Philosophen oder Künstlern darüber wissen, reicht es kaum aus, um die Katastrophe besser zu verstehen. Statt dessen wadet hier der fiktive Autobiograph wie ein Thomas Ripley in SS-Uniform immerzu durch Schlamm und Blut (und Sperma!), wobei sein unendlicher Bericht im wesentlichen nur Banalitäten aneinanderreihet, die man so oder ähnlich, [...] auch schon in Soldatenerinnerungen und Landserromanen lesen konnte.«

Die Kontroverse um das Talent des Mister Littell beginnt nun auch, die deutschen Feuilletons zu beschäftigen. Dort fehlten allerdings bisher wohlwollende Stimmen zu den *Bienveillantes*. Einer Partei hat die Polemik indes uneingeschränkten Nutzen gebracht: Der Verlag Gallimard in Paris freut sich über mehr als eine halbe Million verkaufte Exemplare der *Bienveillantes*. (*Le Figaro*, 9. März 2007)

Tilla Fuchs

Ebenfalls als Skandal gelten die Werke der französischen Autorin Virginie Despentes, deren Band Claudine und Pauline wir an dieser Stelle vorstellen wollen.

Totale Gruftischeiße mit Tiefgang

Virginie Despentes, Pauline und Claudine, Rowohlt Taschenbuch Verlag, Reinbek 2001, 254 S.

Man liest die ersten Seiten des Buches, nein, eigentlich nur die ersten Sätze, und fragt sich, wie man an einem so obszönen Jargon, diesen umgangssprachlichen Formulierungen und teilweise grotesken Wortschwallen, Gefallen finden kann. Man fragt sich, was wohl als nächstes kommen mag, welches Schimpfwort oder welche Redewendung für Sex man noch nicht kennt.

Aber dann passiert es auf einmal: Der Leser fällt hinein, taucht in eine Welt aus Tragik, Dreck, Sorge, Not und Elend. Man landet in einem Sumpf aus Habgier, Neid, Drogen, Gewalt und Sex. Plötzlich erwischt es einen, daß Formulierungen wie »dass er sich solidarisch mit den Typen fühlt, die kleinen Mädchen auf-lauern, sie zwingen, in ihre Höschen zu schei-ßen und sie dann damit erwürgen.« (28) nicht mehr dasselbe grauenhafte Entsetzen in die Knochen treibt, daß einem einfach weniger unwohl zumute ist, als bei den anderen gräßli-chen Stellen auf den 28 Seiten zuvor.

Kaum den Schock der Sprache überwunden, sich langsam daran gewöhnt, es sogar gut zu finden, wenn von »Fotze« oder »Schlampe« ge-sprochen wird, so steht man voller Mitgefühl, Traurigkeit und Fassungslosigkeit vor einem erschreckenden Inhalt: Wie weit falsche Erzie-hung gehen kann, wie sehr konditionierte Lie-be und mangelnde Fürsorge selbst Kinder zu härtesten Konkurrenten und Bestien werden lassen. »Und sie hielt ihren Kopf am Haar-schopf fest und fing an auf sie einzuschlagen, ihre kleinen Fäuste hieben mit äußerster Kraft auf das Gesicht. Um ihr wirklich wehzutun, nahm sie das Kopfkissen und drückte es mit beiden Händen aufs Gesicht der andern.« (72)

Das Erschreckende an dem Roman ist nicht die Sprache, nicht die detaillierte Erzählung von Sex mit Worten, die manch einer gern aus-beepen würde. Nein, das Erschreckende sind die beiden Schicksale in dem Buch: Claudine und Pauline sind eineiige Zwillinge, aber zu-gleich so unterschiedlich, wie es nur sein kann. Claudine ist eine attraktive Frau, sie strotzt vor Sexappeal und – falschem – Charme. Jede sich bietende Gelegenheit nutzt sie, um einen Mann um den Finger zu wickeln, ihn auszu-saugen und mit ihm zu schlafen. »[Aber] Ich muss irgend so'n Molekül in mir haben, ich

kapier's auch nicht, irgendwas, was die Typen völlig kirre macht. Du nimmst den abgefah-rensten Typen von der ganzen Stadt, verfüh-rerisch, witzig, hell im Köpfchen, du lässt ihn mir nur mal eben eine Nacht, am nächsten Morgen hast du dann einen Volltrottel. Funk-tioniert todsicher.« (24)

Claudine ist egoistisch, berechnend, heuch-lerisch und vollkommen verlogen, aber sie hat einen Traum: Sie möchte berühmt werden – um jeden Preis. Als scheinbarer Gegenpol zu dieser Figur fungiert Pauline. Sie ist prinzi-pientreu, ehrlich, fürsorglich, aufopfernd und kritisch. Und auch sie hat einen Traum: Ex-trem schnell, extrem viel Geld zu machen.

Im Laufe des Buches kommt es zu Intrig-en, Verschiebungen von Träumen, gelebter Promiskuität, Katastrophen und Erfolgen. Man bekommt einen Einblick in das Leben von Menschen, deren Alltag durch Drogen, Sex, Kriminalität, Armut und Andersartigkeit bestimmt ist. Inwieweit Despentes' Formu-lierungen jedoch der Realität entsprechen oder nur ein Produkt ihrer bizarren Fantasie sind, wird wohl nur jener Leser beurteilen können, der sich mit der Lebensweise von Randexisten-zen in französischen Großstädten auskennt.

Der Roman ist in seiner Gesamtheit ein Mahnmal und Aufschrei über eine brutale, ekelerregende und beängstigende Gesell-schaft, über falsche Zuneigung und wahre Ge-fühle. Wer also bereit ist, seine romantischen Vorstellungen über die heutige Welt für einen Moment auszublenden, wer bereit ist, in eine Szenerie einzutauchen, die fremd anmutet und doch Vertrauen erweckt, der sollte den Mut haben, das Buch zu lesen, sich erschrecken und faszinieren zu lassen.

Die Autorin ist ihrem gewohnten Stil treu geblieben: Einfache, grobe, vulgäre Sprache; kurze Sätze, prägnante Abschnitte und mark-zehrende Inhalte. Sie erregte bereits mit ihren ersten Romanen *Wölfe fangen* und *Die Unbe-rührte* großes Aufsehen. Als ihr Debüt unter dem französischen Originaltitel *Baise-moi* (*Fick mich*) in die Kinos kam, entflammte sie damit die aufkeimende Diskussion über Pornogra-phie und Kunst. Despentes wurde 1969 in Nancy geboren und lebt in Paris.

Claudia Kersken

Ein saarländisches Leben

Johannes Meiser, »Auch dafür danke ich dem lieben Gott!« Erlebnisse und Erinnerungen eines alten Bergmannes, hrsg. und bearb. von Heidelinde Jüngst-Kipper und Karl Ludwig Jüngst, Conte-Verlag, Saarbrücken 2005, 196 S.

Gott danken wofür? Für den Schlaganfall und die halbseitige Lähmung, die den Erzähler Johannes Meiser zum Pflegefall macht! Nein, das ist nicht absurd oder makaber, denn Meiser betrachtet diesen Schicksalsschlag als Hinweis Gottes, sich nunmehr um sein Seelenheil zu kümmern, nachdem er ein – wie er erinnert – überwiegend glückliches Leben geführt hat. Es läge nahe, nun ein Wortspiel zu bemühen mit »Seelenheil« und »heiliger Welt«, zumal die erzählte Lebensgeschichte auch noch aus der »guten, alten Zeit« datiert: zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, Kaiserreich, Preußens Gloria, Heil Dir im Siegerkranz – »nimm, warte kriegen kannst!« Aber das wäre unpassend, denn obwohl Meiser seinen Lebensrückblick ohne Groll, eher altersmilde und heiter schreibt, neigt er nicht zu Verharmlosungen oder Schönfärbereien. Wie auch, bewahrt er doch – ein ganz eigener Kopf – eine bezeichnende Halbdistanz zu den verschiedenen, seine Lebenslagen beeinflussenden Faktoren: nicht völlig ablehnend, aber ebensowenig leichtgläubig beipflichtend. So hat es wenigstens den Anschein.

Meiser wird geboren am 5. April 1855, nach dem Schlaganfall im Jahre 1911 schreibt er seine Denkwürdigkeiten auf; er arbeitet an diesem Text bis kurz vor seinem Lebensende am 12. Dezember 1918. Die Stationen des Lebenslaufes sind die althergebrachten: Kindheit in ärmlichen Verhältnissen, die Schulzeit, der Beginn im Bergbau, die Militärzeit, Familien- und Berufsleben, das Verhältnis zu katholischen Geistlichen, die »Rechtsschutzzeit« um 1890, Invalidität mit 47 Jahren; und in einem tagebuchähnlichen Nachtrag das Ende des Ersten Weltkrieges.

Angehende Historiker werden im Grundstudium mit der Quellenkunde beglückt und lernen dabei hoffentlich etwas über den ambivalenten Quellenwert von Memoiren: Es ist nicht nur wichtig, welche Ereignisse erinnert werden, sondern auch wie nachträglich ihre Bewertung ausfällt. Praktisch alle von Meiser notierten Begebenheiten sind dafür beispielhaft.

Mit Stolz blickt der spätere Bergmann auf seine Schulzeit zurück als Klassenbesten und

zeitweiliger »Hilfslehrer«. In diese Funktion wird der schwächliche Schüler von seinem Lehrer »befördert«, weil dieser seine pädagogischen Aufgaben sträflich vernachlässigt. Nun verschweigt Meiser keineswegs die unerquickliche Lage, in die er gegenüber seinen Mitschülern gerät, namentlich denen, die stärker sind als er; aber er geht nicht so weit, das System als solches in Frage zu stellen – und er nennt das Verhalten des Lehrers nicht beim Namen: Mißbrauch und Ausbeutung. Ähnlich verhält es sich mit dem Berufsleben. Selbstverständlich berichtet Meiser von den großen Gefahren des Bergbaus, dem Umgang mit Sprengstoffen, den unverhofft herabstürzenden Gesteinsbrocken, immerhin wird ein solches »Hangende« ihm zum Verhängnis, macht ihn zum Invaliden. Allerdings bleibt die Schilderung der Arbeit unter Tage merkwürdig blaß, und angesichts der Tatsache, daß sie mehr als das halbe Leben ausmacht, fällt sie auch noch ziemlich kurz aus. Und vor allem: Kein Wort über Kapitalisten, Klassenbewußtsein, Ausbeutung oder ähnliche proletarische Klischees und allenfalls nur vage Andeutungen über zu lange Arbeitszeiten, unzureichende Löhne und die Willkür der Steiger.

Folgerichtig ist nicht der Unmut der Bergleute über ihre prekäre Lebenslage die Ursache für die große Streikbewegung von 1889 bis 1893, sondern sie ist das Ergebnis – so sieht es Meiser – der Wühlarbeit von aus dem westfälischen Revier eingewanderten Agitatoren. In einer ironisch gemeinten, aber leicht gehässig wirkenden Anekdote charakterisiert Meiser Nikolaus Warken, die Leitfigur der Rechtsschutzbewegung, als durchtriebenen, die Bergleute ausnutzenden Arbeiterbonzen. An einer Protestversammlung in Holz nimmt Meiser teil »mehr aus Vorwitz als der Sache wegen.« (125) Wollte er wohl schreiben, daß ihn die reine Neugier, vielleicht auch Sensationslust trieb? Das alles liest sich so, als wolle Meiser sagen, »Ja, gut, ich war dabei – aber ich habe nichts mit der Sache zu tun!«

Wem gegenüber beteuert der Erzähler gut zwanzig Jahre nach den Ereignissen so nachdrücklich seine Unschuld? Vermutlich dem katholischen Klerus!? Zweifellos gehört der

Autobiograph zum Umfeld des politischen Katholizismus im späten Kaiserreich, seine Erinnerungen liefern dafür bereifte Beispiele. Völlig unbeabsichtigt verleiht Meiser seinem Erlebnisbericht damit eine doppelte Aussagekraft: Er gibt zunächst Informationen über die Lebensgeschichte – und außerdem eröffnet er einige Einblicke in das politische Denken des katholischen Milieus kurz vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges. Insofern drängt sich die Frage auf, inwieweit Meiser authentische Erinnerungen erzählt und inwieweit er politische Deutungsmuster des katholisch dominierten kollektiven Gedächtnisses übernimmt. Der Hinweis auf die sozialistischen Wanderprediger ist typisch für letzteres.

Den Schlüssel zum Quellenverständnis dieses Selbstzeugnisses bietet der Hinweis auf die Situation der Zentrumspartei: Ihr westdeutscher, insbesondere ihr rheinischer Flügel hat um 1912 seinen Frieden geschlossen mit dem Kaiserreich, er ist ein voll integrierter Bestandteil des späten Wilhelminismus. So erklärt sich auch, warum die Rückschau auf den Kulturkampf des frühen Kaiserreiches so knapp, beinahe neutral ausfällt. Und so erklärt sich weiterhin, warum so wenig vom katholischen Vereinsleben erzählt wird.

Gleichsam mustergültig veranschaulicht sich die katholische politische Mentalität in

der Erzählung über Meisers Militärzeit. Obwohl der in Trier dienende Husar nur zwei Jahre dabei ist – er wird wegen guter Führung vorzeitig entlassen –, nimmt die Darstellung der Kommiß-Zeit auffallend breiten Raum ein: mehr als ein Viertel der Memoiren. Beinahe detailversessen läßt Meiser die Erlebnisse Revue passieren. Heinrich Manns untertänigstem Hurra-Patriotismus wird hier nicht das Wort geredet: »Den kleinen Leutnant macht uns keiner nach!« Im Gegenteil: Meiser moniert eindeutig die Mißstände beim Militär, insbesondere Willkür und Terror der Unteroffiziere. All die Drangsal und Pein übersteht der Wehrpflichtige mit Gebeten und Gottvertrauen. Freilich entfließt seiner Feder kein Wort der Kritik am maßlosen preußisch-chauvinistischen Militarismus. Nein, weit entfernt davon wird der Rückblick getragen von einem Grundton des Stolzes und des gehobenen Selbstwertgefühls.

Andere Leser werden aus anderer Sicht ganz andere Aspekte diesem überaus wertvollen Erinnerungsbuch entnehmen. Den Herausgebern, Heidelinde Jüngst-Kipper und dem bekannten Sulzbacher Regionalhistoriker Karl Ludwig Jüngst gebühren Dank und große Anerkennung, daß sie diese bedeutende Quelle der Nachwelt zugänglich gemacht haben.

Wilfried Busemann

Bürgerinnen und Bürger in Stadt und Land!

Beteiligen Sie sich bitte weiterhin an dem

Überbrückungsfonds

mit dessen Hilfe die Saarbrücker Hefte das Überleben in schwieriger Zeit organisieren wollen.

Nach Eingang Ihrer Spende bei uns (Verein Saarbrücker Hefte e. V., Kto.-Nr. 781 819 14, Sparkasse Saarbrücken, BLZ 590 501 01, Verwendungszweck: »Überbrückungsfonds«) erhalten Sie (ab 20 EUR Spende) eine Spendenquittung, die Sie dem Finanzamt vorlegen können. Der Verein Saarbrücker Hefte e. V. ist als gemeinnützig anerkannt.

Autorinnen und Autoren

Georg Bense, geb. in Köln, aufgewachsen in Stuttgart, seit 1963 Fernsehjournalist, Autor, Regisseur und Kameramann zahlreicher Filme für ARD, ZDF und arte.

Wilfried Busemann, Historiker, im Ruhrgebiet aufgewachsen, Veröffentlichungen zur Geschichte rheinischer und saarländischer Arbeiterbewegungen, zur Alltagsgeschichte und zur Entschädigung saarländischer NS-Opfer.

Bernhard Dahm, geb. 1953, Rechtsanwalt mit Schwerpunkt Asyl- und Ausländerrecht.

Nelia Dorscheid, geb. 1981 in Völklingen, studiert Germanistik und Katholische Theologie an der Universität des Saarlandes, regelmäßige Engagements als Lectrice für Rezitation und (szenische) Lesungen von Weltliteratur und Werken lokaler Künstler.

Hans Emmerling, freier Mitarbeiter von SR und NDR, TV-Porträts u.a. von Raymond Aron, Joseph Beuys, Gisèle Freund, Artur Rubinstein, Dokumentarfilme über Futurismus, die Tour de France, über europäische Länder sowie Marokko und Israel, mehrfacher Grimme-Preisträger.

Wolfgang Freund, Dr., geb. 1962, Studium der Geschichte in München, Berlin und Saarbrücken; Forschungsschwerpunkte: deutsch-französische Wissenschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert sowie die Rheinkrise von 1840; forscht an der Universität des Saarlandes und lehrt in Nancy am deutsch-französischen Studiengang des Institut d'Etudes Politiques – Sciences Po de Paris.

Tilla Fuchs, geb. 1978, studierte Französische und Vergleichende Literaturwissenschaft an den Universitäten Michel de Montaigne in Bordeaux und Marc Bloch in Straßburg.

Hans Gerhard, geb. 1973 in Braunschweig, lebt in Saarbrücken. Neben seiner Tätigkeit als Rechtsanwalt kritisiert er literarische Texte anderer Leute und schreibt selbst, gele-

gentliche Veröffentlichungen auf Papier und anderweit haben sich angehäuft, zuletzt die Erzählung *Wagga-Wagga* in der Literaturzeitschrift *Streckenläufer*. Zweiter Vorsitzender des Verbands deutscher Schriftsteller Saar.

Joachim Heinz, geb. 1952, Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Jura in Saarbrücken, seit 1990 im Ministerium für Umwelt des Saarlandes beschäftigt, vorher über zehn Jahre freiberuflich in der politischen Bildungsarbeit im Saarland tätig bei Gewerkschaften, der Friedrich-Ebert-Stiftung und der Arbeitskammer des Saarlandes. Zahlreiche Veröffentlichungen zur Geschichte der saarländischen Arbeiterbewegung und der Geschichte des Saarlandes.

Mark Heydrich, geb. 1977 in Zweibrücken, Maler- und Lackiererlehre. FOS-Design-Abschluß, z. Zt. Studium der Freien Kunst/Mixed Media an der HBK Saar. Auch literarisch tätig. Zahlreiche Lesungen und erfolgreiche Teilnahme an Poetry Slams in Deutschland und Österreich. Mitglied der Saarbrücker Autorengruppe »Die Literatten« und des VS-Saar.

Claudia Kersken, Studium der Psychologie an der Universität des Saarlandes.

Andreas Kohler, geb. 1975 in Völklingen, Studium in Saarbrücken, Mainz und Paris, Arbeit als Journalist in Mainz und anderswo. Ornithologische Studien sowie journalistische Publikationen bei *Rheinpfalz*, *Spiegel online*, SWR und ZDF.

Anke Schaefer, geb. 1970, Studium Diplomstudiengang Kulturwirt, Sprachen-, Wirtschafts- und Kulturraumstudien in Passau, Volontariat beim Bayerischen Rundfunk, seit 1998 Rundfunkjournalistin.

Dietmar Schmitz, Dr., Studium der Politikwissenschaft und Germanistik u.a. in Bern, Wien und Berlin. Tätig als Gymnasiallehrer, im saarländischen Umweltministerium, in der kommunalen Kultur- und Umweltverwaltung und in der Privatwirtschaft. Journalistische Tätigkeiten.

Christoph Schreiner, geb. 1964, Feuilletonredakteur der Saarbrücker Zeitung.

Walter Schwarz-Paqué, Architekt, ehemaliger Kulturdezernent der Landeshauptstadt Saarbrücken.

Herbert Temmes, geb. 1969, Studium der Geschichte und Germanistik, Geschäftsführer der Deutschen Multiple Sklerose Gesellschaft IV Saarland e.V.; MBA Gesundheitsökonomie.

Sparkasse.
Gut für Stadt und
Stadtverband.